

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Das Testament des Lumpensammlers.

Von Balduin Möllhausen.

1.

Die Sonne eines klaren Zunitages hatte beinahe die Mittagshöhe erreicht. Sengend strahlte sie auf die Hauptstadt nieder. Trotzdem reges Leben überall, in Gassen und Gäßchen wie in den von fünfstöckigen Häuserpalästen begrenzten baumgeschmückten Straßen. Nur so beengt war es nicht wie in den älteren Stadtteilen. Freier bewegten sich Menschen und Fuhrwerke, gleichviel ob Lastkarren, Kutschen oder auf Schienen rollende Wagen. Recht kläglich erschien diesen gegenüber ein Gefährt mit langem kastenähnlichen Oberbau, niedrigen Rädern und den Merkmalen langer Dienstzeit. Dicht neben der Trottoirschwelle stand es, wo es am wenigsten hinderte und der in die Schere gespannte Esel mit aller Bequemlichkeit aus dem vor ihn hingeschobenen, mit Brotkrumen und Kartoffelschalen versehenen Trog sich bediente. Die Ladung bestand aus allen möglichen Dingen, nur nicht aus solchen, deren Anblick dem Auge schmeichelte. Da sah man vollgepfropfte Säcke, aus deren geplatzen Nähten Lumpen hervorstuckten, in Bündel zusammengeknüpfte, abgetragene Kleidungsstücke, Gardinen- und Deckenüberreste, die dazu verwendet worden, die hohlen Räume zwischen abgenutztem Gerät auszufüllen. Andere Sachen, in spärlichen Haushaltungen für ein paar Pfennige losgeschlagen, standen und lagen in wüstem Durcheinander noch auf der Erde.

Der Verladung harrend, erweckten sie Zweifel, ob der immerhin kräftige Esel der ihm zuerkannten Last gewachsen sei. So zeugte alles von dem ehrenwerten Beruf professionierter Lumpensammler, die jeden verrosteten Nagel, jeden abgeschnittenen Stiefelschaft zu verwerten wissen.

Verschiedenartig wie die Ladung waren auch die beiden Personen, die zu dem fliegenden Geschäft gehörten. Im Äußeren trugen sie zwar die Merkmale ihres Gewerbes, dagegen hätte man vergeblich nach schlumpig sitzenden Kleidern mit offenen Rissen, verschlissenen Schuhzeug und zerlöchernten Strümpfen gesucht. Wie die ziemlich behaarte Frau, eine zähe, beinahe männliche Erscheinung, mit dem von harter Arbeit gezeichneten sonnenverbrannten Gesicht, wies

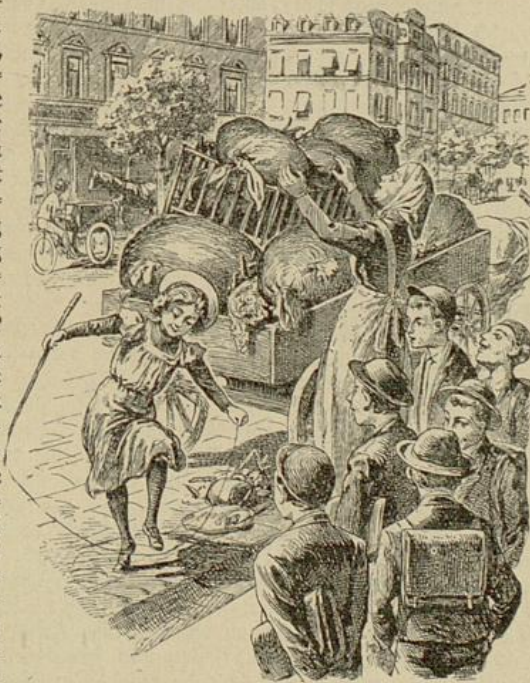
Zahler Hintender Bote für 1904.

auch ihre Gehilfin, ein höchstens elfjähriges, hübsches gelbblondes Mädchen, nicht die leiseste Spur von Unzufriedenheit auf. Im Gegenteil: In der grauen Drilichschürze, die das kurze Kleid vollständig verhüllte, den schwarzen Strümpfen und den festen Schuhen wie mit dem ungehörig schief sitzenden Strohhütchen offenbarte die Kleine so viel Beweglichkeit und Frohsinn, daß man sie um ihre Stimmung hätte beneiden mögen. Bald stand sie vor dem Esel, die Futterreste in dem Trog mundgerecht zusammenschiebend, bald flog sie wieder nach dem Wagen hinauf, um dargereichte Gegenstände dienstfertig zu verkaufen. Fand sie aber Muße, dann konnte man sie sehen, wie sie die Peitsche als Seil benutzte, und mit mehr natürlicher Anmut und leichtfüßiger als sie hätte keine Geheimrats-tochter den freisenden Vögen im schnellen Takt übersprungen. Und durch nichts ließ sie sich aus der Fassung bringen, weder durch die Schulkinder, die siehen Lieben und sie verwundert anstarrten, noch durch den Esel, der die ihm gespendeten Neckereien gleichmütig über sich ergehen ließ.

Sie hatte eben wieder eine kleine Vorstellung gegeben, wobei ihre hellblauen Augen vor Übermut leuchteten und die gelben Locken wild um das gebräunte Gesichtchen flatterten, als eine zweite Frau, unverkennbar die Schwester der ersteren, herantrat und einen schweren Sack vom gekrümmten Rücken zur Erde gleiten ließ. Sie strich das ergraute Haar von der feuchten Stirn, schöpfte einige

Male tief Atem, nickte der sie anlachenden Kleinen liebevoll zu, und damit kam neues Leben in das seltsame Kleeblatt. Der Sack wurde nach dem Wagen hinaufgehoben, eine invalide eiserne Bettstelle als Decklage darüberhin befestigt, und man war reisefertig. Die beiden Frauen traten neben den Esel hin, der sich anscheinend ohne große Anstrengung in Bewegung setzte. Dann aber hätte ein gallonierte Kutscher nicht selbstgefälliger auf seinem Bock thronen können als die Kleine, in der einen Hand die Leine, in der anderen die lustig knallende Peitsche, auf ihrem Lumpensack, über den die beiden Schwestern bedachtam eine saubere, doppelt zusammengefaltete Decke hingebreitet hatten.

Zu denjenigen, die, außer mutwilligen Schülern und Schülerinnen, dem fliegenden Geschäft erhöhte



So zeugte alles von dem ehrenwerten Beruf professionierter Lumpensammler.

Aufmerksamkeit zollten, gesellte sich ein Herr, dessen ungezwungene aufrechte Haltung einen jener Glücklichen verriet, die sorglos in den Tag hineinleben und sich recht und schlecht durchs Leben schlagen. Der auf dem üppigen Lockenwust verwegene hängende Kalabrejer, wie das nachlässig um den weißen Hemdtragen geschlungene seidene Tuch und das kurze Röcklein aus leichtem Sommerstoff stempelten ihn gewissermaßen zum Künstler. Deutlicher noch spiegelte es sich in dem frischen Antlitz mit dem emporgedrehten Schnurrbart und den lebhaften Augen, die unverwundliche Leichtfertigkeit sprühten.

Wie die Kinder zu dem drolligen Wesen der Kleinen, lachte auch er mehrfach hell auf. Plötzlich glitt es wie Triumph über seine Züge. Mit scharf prüfendem Blick umfing er noch einmal die ganze Lumpenparade und schnellen Schrittes begab er sich in das hinter ihm liegende Haus. Dort wohnte er vier Treppen hoch, wo er einer Beamtenfamilie ein geräumiges Zimmer als Mieter und eine Schlafstube abgemietet hatte. Um den ihn aufsuchenden Verlegern der den heiteren Mäusen dienenden Zeitschriften das Finden zu erleichtern, prangte auf seiner Tür eine Visitenkarte mit dem Namen Paul Leonardi. Unterhalb derselben war mittels Reißnägeln ein großes Quartblatt festgeheftet worden, das sein selbstverfertigtes Porträt zur Schau trug. Auffallend ähnlich, war es so künstlerisch karikiert, daß es jeden bei ihm Anklopfenden zum Lachen reizte. Er überhob sich dadurch sinnig der Notwendigkeit, seinem schönen Namen das unschön klingende „Karikaturenzeichner“ beizufügen; außerdem aber hätte er keine bessere Empfehlung für seine Leistungen erdenken können.

Anstatt nach oben zu steigen, trat er mit dem ihm angeborenen hastigen Wesen bei dem Pförtner ein. „Herr Splinter,“ redete er denselben, ein mappenähnliches Buch unter dem Arm hervorziehend, überstürzt an, „flink, flink einen Stuhl dicht vors Fenster gehoben und durch Kissen oder sonst etwas erhöht. Erhaben muß ich sitzen, um die Straße zu übersehen,“ und das Buch ausklappend, griff er zu dem mit demselben vereinigten Zeichenstift.

Splinter, der dem übermütigen Künstler von Herzen zugetan war und, ohne zu grollen, oft genug dem erst in den Frühstunden Heimkehrenden den vergessenen Haus Schlüssel erstekte, bediente ihn pünktlich, und gleich darauf begann dieser mit sicherer Hand eine Skizze von dem Eselsfuhrwerk samt Zubehör zu entwerfen.

Splinter war hinter ihn getreten und überwachte, das Haupt seitwärts geneigt, mit Kennermiene die unter dem Stift hervorgehenden Linien. Beide schwiegen, der Karikaturenzeichner aus Eifer, der Pförtner in Bewunderung des entstehenden Bildes. „Famos!“ bemerkte ersterer endlich im Übermaß seiner Begeisterung.

„Sehr wohl, Herr Professor,“ bestätigte der ehemalige Reservemann und fuhr liebevoll mit dem Zeigefinger über die ergraute Bürste auf der Oberlippe.

Und Leonardi wieder nach einer Pause: „Geld liegt auf der Straße, man muß nur verstehen, es aufzulesen.“

„Sehr wohl, Herr Professor,“ beharrte Splinter auf dem von ihm erfundenen Titel, „ich selber müßte lange suchen, um es zu finden.“

Beide versanken abermals in Schweigen. Erst als der Esel aufgezümt wurde, brach Leonardi in die Worte aus: „Donnerwetter! Alles gruppiert und fertig bis auf das Wichtigste — nur zehn Minuten brauchte das Pack zu warten, und die charakteristischen Physiognomien befanden sich auf dem Papier.“

„Sehr wohl, Herr Professor, ich werde die Leute anweisen, noch eine Weile zu warten.“

„So? Und hinterher drei Mark Modellgebühren bezahlen? Na, ich danke. Da kann ich's billiger haben.“

Der Esel zog an. Gleich darauf trat er aus seinem Gesichtstreife. Leonardi klappte das Buch zu, stülpte den Kalabrejer auf sein Lockenhaupt und verließ das Haus. Sein erster Blick galt dem Haderstrain. Er hatte bereits gegen anderthalbhundert Schritte zurückgelegt, eine Entfernung, die er in weiterer Verfolgung seiner Zwecke innezuhalten beschloß, unbekümmert darum, wohin er verschlagen wurde.

Trotz der zärtlichen Ermunterungen der jungen Lenkerin trippelte der Esel gewohnterweise gemächlich einher. Nicht um einen Zoll verlängerte er seine Schritte. Allmählich gelangte er indessen aus der Stadt hinaus. Dort bog er in eine unabsehbar lange Allee ein, die auf beiden Seiten von Neubauten und Baustellen begrenzt wurde. Es folgten Gärtnereien und vereinzelte Restaurationen, auch wohl ein stattliches Landhaus mit wohlgepflegten schattigen Gartenanlagen. Dazwischen erstreckten sich dann wieder wüste Flächen mit Ablagerungen von Schutt und Kehricht. Weiter abwärts tauchte hier und da ein kleines Heimwesen auf, dessen Bewohner Kartoffel- und Gemüseselbsten ihren Lebensunterhalt so lange entnahmen, bis der Grund und Boden über ihre Köpfe hinweg verkauft und sie vertrieben wurden. Derer, die schon vor längerer Zeit ein abgegrenztes Stück Land käuflich erworben und im Kampf ums Dasein festhielten, waren es nur Vereinzelte, und zu diesen gehörten die beiden Schwestern.

Schon vor länger als einem Vierteljahrhundert, also zu einer Zeit, als es für sie noch beinahe eine Tagereise bis zu der herauswachsenden Stadt betrug, hatte ihr Vater um einen sehr mäßigen Preis eine Baudnerstelle angekauft. Da ihm die Mittel, aber auch der Kredit zur Beschaffung eines auf zwanzig Morgen Land berechneten Viehstandes fehlten, ließ er die Felder einfach brachliegen und beschränkte sich auf die Pflege eines Gemüse- und Obstgartens. Zugleich gründete er als Nebengeschäft einen Lumpenhandel und stand sich nicht schlecht dabei. Mehr aus Eigensinn als aus Spekulationsgelüsten lehnte er wiederholte Angebote für seine Scholle ab. Erst

als solche sich im Laufe der Zeit erhöhten, gingen ihm die Augen auf. Daraufhin verpflichtete er seine beiden Töchter testamentarisch und unter gerichtlich beglaubigter Androhung der Enterbung zugunsten der Stadt, in der genau begrenzten Frist von zehn Jahren nach seinem Tode sich weder des Grundbesitzes zu entäußern, noch den Lumpenhandel aufzugeben. Derartig gebunden, fügten die Schwestern sich in das Unabänderliche, allerdings mit allmählich erwachendem Verständnis. Verheiratete sich die eine, was eine Trennung herbeiführte, so dauerte das eheliche Vergnügen nur so lange, bis der Gatte auf einem Neubau verunglückte, worauf die kinderlose Witwe sich der Schwester wieder zugesellte und nach dem Tode des Vaters in altgewohntem Schlandrian weiter gewirtschaftet wurde. —

So lange der Weg durch geräuschvoll belebte Straßen führte, wechselten sie nur selten kurze Bemerkungen. Erst außerhalb des engen Verkehrs, wo das Kind keine strenge Beaufsichtigung erheischte, begaben sie sich auf den Fußgängerweg, wo sie in gleicher Höhe mit dem Wagen blieben.

„Ein guter Tag war's wieder,“ eröffnete Frau Lisbeth Häckerling, geborene Wittkopp, ein ernstes Gespräch, „manches Brauchbare ist mit untergefallen.“

„Diemeilen Fränzchen dabei war,“ antwortete Mamsell Zule Wittkopp entschieden, „die ist nämlich ein Glückskind.“

„Für uns beide Alten, ja, wohingegen für sich selber? O, du meine Güte! Was die über sich hat ergehen lassen müssen, wenn sie's auch nicht ahnt.“

„Um so schwerer lastet's auf der Mutter. In Gedanken seh' ich sie noch vor mir, wie sie, selbst beinah' noch ein Kind, hilflos und gänzlich mittellos, mit dem zweijährigen kranken Töchterchen auf den Armen bei uns vorsprach und um etwas Milch bat. Das Herz konnte sich einem umkehren.“

„Und dieser Jammer in dem abgekehrten Angesicht, und die Angst, samt dem Kinde elendiglich zu Grunde zu gehen.“

„Und die heilige Dankbarkeit in ihren Augen, als wir sie sanft betteten und davor bewahrten, entweder hintern Zaun zu sterben oder zu betteln.“

„Zum Betteln war sie doch nicht geschaffen.“

„Kein Wunder, denn sie stammte aus guter Familie.“

„Aus feiner, aber nicht aus guter,“ hieß es zurück, „denn eine rechtschaffene hätte ihr nicht nachgetragen, daß ihr Mann Schulden machte, Unterschlagungen verbrach, bis er keinen anderen Ausweg mehr wußte, als sich das Leben zu nehmen.“

„Was immer keine Ursache war, das arme junge Weib nachträglich dafür verantwortlich zu machen, daß es nicht von ihm hatte lassen können.“

„Wer kann für die Liebe? Von wegen der Anverwandten aber hätte sie in einem Spital enden mögen. Die waren froh, sich darauf berufen zu können, daß sie und ihr Kind mit dem Namen eines Unehelichen und Selbstmörders behaftet, gerade

als ob sie dadurch zur Mitschuldigen geworden wäre.“

„Von Unehelichkeit keine Rede nicht, nachdem sie ihr ganzes Vermögen — und eine hübsche Summe war's — hingegeben hatte, um die Gläubiger bis auf den Pfennig zu befriedigen.“

„Eben darum, das konnten die Anverwandten ihr nicht verzeihen, weil sie fürchteten, daß sie ihnen zur Last fallen würde, und das hatte sie herausgeföhlt.“

„Nichts hatte sie gerettet,“ bestätigte Mamsell Zule entrüstet in Fortsetzung des wohl hundertmal geführten Gespräches, „nein, nichts. Sogar die paar Möbel und das Bett hatte der Wit mit Beschlag belegt.“

„Eine Affenshande war's,“ erklärte Frau Lisbeth, nicht minder empört, „und zu bedenken, daß sie in ihrer Verzweiflung flüchtete, wie sie ging und stand, nichts mit fortnahm als ihr Kind.“

„Und wie sie umherirrte auf Schleichwegen, wo sie sicher war, keinem zu begegnen, das von ihr zu hören, war herzbrechend.“

„Nun ja, aber ihr Glück war's, oder sie möchte nicht vor unsere Tür geraten sein.“

„Die leidige Verwandtschaft,“ lenkte Mamsell Zule die Unterhaltung auf ein anderes Feld über, „auch wir können ein Lied davon singen. Du entsinnst dich, als der Vater die Bettern um ein Darlehen zu ein paar Kühen und zwei Pferden anging, waren sie trotz der Sicherheit nicht zu haben; und hart genug kam es ihm an, sich auf den Lumpenhandel zu werfen und den Acker brach liegen zu lassen, bis er vollständig verwilderte.“

„Solange er das Geschäft mit 'nem Handwagen betrieb, auch später noch, als er 'nen Hund zum Vorspann nahm, kümmerte sich keine Seele um uns, obwohl der siechen Mutter etwas Erleichterung zu gönnen gewesen wäre,“ grollte Frau Lisbeth, „unser Gewerbe ging ihnen eben wider die Reputation.“

„Nichtig, doch nur so lange, bis er zum Eiselsfuhrwerk griff und sich's herumsprach, daß unsere Scholle mindestens zehnmal soviel wert, als er selber dafür zahlte. Kaum war er tot, da kamen sie und schmeichelten mit schönen Worten.“

„Ja, und rieten aus Leibesträften, zu verkaufen und uns zur Ruhe zu setzen.“

„Natürlich, natürlich in der stillen Hoffnung, die beiden alten Schrauben zu beerben. Aber sie sollen sich umsehen. Was wir einmal vereinbarten, bleibt bestehen bis ans Ende der Welt —“

„Bis ans Ende der Welt und noch ein Stück weiter,“ bestätigte die andere aus voller Brust; „denn Mutter und Kind haben uns großen Segen zugebracht, und die ersten richtigen Herzensfreuden in unserm armseligen Leben verdanken wir ihnen allein.“

„Schämen möcht' ich mich heut noch, wenn ich daran gedenke, wie es bei uns ausfiel,“ pflichtete Mamsell Zule bei, „eine wahre Blunderkammer war das ganze Grundstück, und drinnen saßen wir als richtige Blunderlejen.“

„Freilich, aber nur, bis Mutter und Kind gelernt

hatten, sich bei uns zu Hause zu fühlen. Ist's doch seitdem, als ob in jedem Winkel fleißige Heinzelmännchen hockten."

"Und wie sie Fränzchen belehrt und beide hübsch aufgeblüht sind."

"Und so zutraulich, als ob wir Vater und Mutter wären," meinte Frau Lisbeth.

"Sind wir auch, sind wir auch," bestätigte Mamsell Zule energisch.

"Zum ersten und letzten Male haben wir das Kind mit in die Stadt genommen, höchstens noch mal mit 'ner Obst- oder Grüntraumfuhr."

"Auch das nicht. Hätten wir das Dingelchen überhaupt lieber zu Hause gelassen, aber wer kann ihm was abschlagen, wenn es so süß bittet?"

"Sogar die eigene Mutter gab nach, obschon sie's nicht gern sah. Mir fuhr ordentlich ein Schreck durch die Glieder, als ein nichtsnutziger Bengel sie Lumpenmäzchen titulierte."

"Das wird schon anders. Die paar Monate gehen hin, und da werden sie Augen und Ohren aufsperrn. Und ein rechter Gottesseggen ist es doch, zu wissen, wenn man Manieren ablernte, für wen man sich abrackert, und daß es noch jemand gibt, der den beiden Alten dereinst mit Herzensliebe nachweint."

"Sieh doch das Dingelchen," hob Mamsell Zule nach einer Pause wieder an, "sieht es nicht auf dem Lumpensack wie 'ne Prinzessin mit vier stolzen Pferden vor sich und 'ner goldenen Kutsche hinter sich?"

"Wahrhaftig! Gott segne es."

Während dieses Gespräches hatte Fränzchen nur Sinn für ihren langohrigen Freund. Sie war inzwischen bis dahin gelangt, wo der ortskundige Esel nach Beschreiben eines kleinen Bogens stehen blieb. Nachdenklich betrachtete er den Weg, welcher durch den Chauffeegraben hindurchführte und auf der anderen Seite im Gestrüpp sich verlor. Die Schwestern traten neben die Hinterräder und schickten sich an, ihm das Besiegen des Hindernisses zu erleichtern. Durch sie gehemmt, glitt der Wagen langsam hinab und mit den Vorderrädern noch zwei Ellen nach dem jenseitigen Abhange hinauf, wo er stehen blieb. Auf Fränzchens zärtliches Ermutigen und dem ernstern Zuspruch der beiden Alten sah der Esel zweifelnd über die Schulter.

"Zu schwer für den armen Kerl," erklärte die Kleine, indem sie vom Wagen sprang und mit der Leine neben ihn hintrat.

"Wir werden die Fuhr erleichtern müssen," meinte Mamsell Zule und langte mit beiden Armen nach der eisernen Bettstelle hinauf.

"Nicht so eilig, nicht so eilig!" ertönte hinter ihnen eine fröhliche Männerstimme, "es fehlt nur eine Kleinigkeit, nicht mehr, als meine gesunden Arme leisten."

Erstaunt kehrten alle sich ihm zu.

"Lieber Herr, das wäre zuviel verlangt," hob Frau Lisbeth an, aber polternd fiel der Karikaturen-

zeichner ein: "Wo es gilt, zu helfen, bin ich der Mann," und kräftig griff er in die Speichen des einen Vorderrades, wogegen die beiden Schwestern die Hinterräder auf sich nahmen und Fränzchen mit ihrer hellen Stimme den Esel freundlich ermahnte, und weiter hieß es: "Setz auf gepaßt und alle zugleich! Eins! zwei! drei! Hurra! Nicht nachlassen! Die Karre regt sich — nicht nachlassen und frisch zugefaßt! Hurra!"

Der Esel, sichtbar erschreckt durch das fremde Organ und die schnell wiederholten Zurufe, lehnte sich ins Geschirr. Er fühlte, daß die Last folgte, und mit voller Gewalt nach vorn drängend, schaffte er den Wagen nach dem jenseitigen Ufer hinauf. Eine kurze Strecke legte er noch unter Leonardi's gellenden Aufmunterungen zurück, worauf er, wie erstaunt über sich selbst, anhielt.

"Das hätten wir geleistet," erklärte der Karikaturenzeichner triumphierend, und klopfte den von dem Rade herrührenden Staub von seinem Köcklein.

"Und wir befinden uns auf unserem leibeigenen Grund und Boden," versetzte Frau Lisbeth mit einem Anfluge von Verlegenheit, "und herzlich bedankt soll der gute Herr sein, denn das Ab- und Aufladen hätte immerhin Schererei verursacht."

"Zumal unter der glühenden Sonne," bestätigte Leonardi wohlgenut, "dankbar anerkennen würde ich indessen, gelangte ich durch Ihre Vermittlung auf eine Stelle, wo ich für Geld und gute Worte einen kühlen Trunk und Schatten fände."

"Zehn Minuten Weges von hier gibt's eine Gartenrestauration für Landpartien," hob Mamsell Zule an, als Fränzchen sie kindlich unbefangen mit den Worten unterbrach: "Wir haben doch selbst Bier im Hause," was Leonardi mit zärtlichem Klopfen der heißen Wange lohnte.

"Wenn Fränzchen das behauptet, gilt's," fügte Mamsell Zule kofend hinzu, "eine Flasche Bier steht dem Herrn zu Diensten, auch zwei, und Schatten im Überfluß."

"Mehr könnte ich nicht wünschen," beteuerte der Karikaturenzeichner, der im Geiste bereits Scenen aus dem Leben einer Lumpensammlerfamilie zu einer heiteren Serie aneinandere reihte, "dann aber vorwärts. Die Zunge klebt mir am Gaumen, und je früher von dannen, um so früher an Ort und Stelle."

Fränzchen bestieg den Wagen und weiter ging es mit frischen Kräften. Während des langsamen Einerschreitens führte Leonardi fast ausschließlich das Wort. Mit seinen lustigen Schilderungen, die zugleich von unergründlicher Gutmütigkeit zeugten, gewann er die Herzen gleichsam im Sturm, namentlich das der Kleinen in einer Weise, daß sie ihn zutraulich bat, bei ihnen zum Essen zu bleiben.

"Es gibt Klöße und Backpflaumen," erklärte sie stolz.

Ergötzt schüttelte Leonardi sein Künstlerhaupt. Bei Lumpensammeln zu Tische zu sitzen, erschien ihm zu ungeheuerlich. Indem er aber die Physiogno-

mien der Schwestern betrachtete, die auf die kindliche Einladung, wie eines Fehls sich bewußt, darschauten, sagte er freundlich zu. Ein paar Groschen befanden sich noch in seiner Tasche, und welcher Art die ihm bevorstehenden Erfahrungen sein mochten: auf alle Fälle bereicherte er sein Skizzenbuch um eine Anzahl neuer Bilder, und die waren so gut wie bar Geld. —

2.

Das Wittkopp'sche Gehöft bestand aus einem langen windschiefen Gebäude mit lehmgefüllten Fachwänden und verwittertem und bemooftem Schindeldach. Es umschloß sieben oder acht kleinere und größere Räume, in denen nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Futtermittel des früheren bäuerlichen Besitzers Platz gefunden hatten. Zur Zeit beschränkte der Viehstand sich auf den Esel, eine Ziege, den Hofhund, eine starke Hühnerfamilie und Tauben. Die rauhen Wände waren zum Teil mit Efeu und wildem Wein überwuchert, ebenso die Laube unterhalb zweier uralter Linden vor dem zu den Wohnräumen führenden Eingang. So gewährte das Ganze einen idyllischen Anblick, gehoben durch die überall zu Tage tretende Ordnungsliebe. Denn das, was an das wenig appetitliche Gewerbe erinnerte, befand sich auf dem abgelegenen Giebel hinter geschlossenen Türen.

Tiefe Stille umlagerte das greisenhafte Gebäude. Kein Lüftchen regte sich. Man vernahm nur das endlose Summen der Bienen, die ein halbes Dutzend Stöcke umschwärmten, und das gelegentliche träumerische Gackern einer Henne. Behaglich im prallen Sonnenschein rastend, hatte der große Hofhund alle viere von sich gestreckt. Nur wenn er den lästigen Fliegen mit den beweglichen Ohren wehrte oder nach ihnen schnappte, verriet er Leben. Plötzlich hob er den breiten Kopf. Nach kurzem Lauschen sprang er auf und trabte davon. Lustiges Belken folgte, und eine Minute später wurde auf dem von Gestrüpp eingengten Wege der Esel sichtbar. Ohne des Rügels zu bedürfen, schlug er die Richtung nach der fensterlosen Verlängerung des Gebäudes hinüber ein, deren altersschwaches Tor und mehrere kleinere Türen die ehemalige Scheunentenne und daranstoßende Ställe erraten ließen.

Die Hühner stoben auseinander, und in dem geöffneten Scheunentor, durch welches im Hintergrund eine Schnitzbank bemerkbar, erschien eine lange, hagere Gestalt mit gerunzeltem, einfältigem Gesicht, in Zipfelmütze, Kniehosen, Strümpfen und Holzpantinen. Das war Stoffel, gewissermaßen das Mädchen für alles, den die Schwestern vom Vater erblich übernommen hatten. Gleichzeitig war auf dem andern Ende eine schlante Frauengestalt in die Tür getreten. Sie wollte den Eintreffenden entgegengehen, stand aber davon ab, sobald sie den sorglos plaudernden Karikaturenzeichner entdeckte. Sie wußte offenbar nicht, was sie aus dem Fremden machen sollte, der so vertraulich mit den Schwestern verkehrte.

Der Wagen gelangte zum Stillstand. Während

Stoffel mit den steifen Gliederbewegungen kreisender Windmühlensflügel den Esel ausspannte, lief Fränzchen mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hinüber. Man hörte nur noch ihr: „Es war zu schön — entzückend schön.“ — Was sie weiter hinzufügen wollte, ersticke in den sie liebevoll umschlingenden Armen, worauf beide nach einigen leise gewechselten Worten und verstohlenen Blicken auf den Gast im Hause verschwanden.



Gleichzeitig war auf dem andern Ende eine schlante Frauengestalt in die Tür getreten.

Leonardi, der mit den Schwestern der Haustür zuschritt, hatte in der bäuerlich einfach gekleideten jungen Frau auf den ersten Blick eine in jeder Beziehung bevorzugte Erscheinung erkannt und fragte überrascht: „Die Mutter der Kleinen?“

„Frau Marga Wittkopp,“ bestätigte Mamsell Zule, „oder vielmehr schlechtweg Frau Marga, unser Hausmütterchen. Noch verwandt mit uns, nahmen wir die Verwitwete und die kleine Waise bei uns auf, was uns nicht leid geworden ist,“ und lebhaft fügte Frau Lisbeth hinzu: „Ist sie still und wenig mitteilbar zu Fremden, so gibt's doch keine zweite, die gleich ihr zu reden weiß, daß es einem zu Herzen geht.“ Dann wieder Mamsell Zule: „Nachdem sie sich hier einlebte, wüßte ich nicht, wie wir ohne sie fertig werden sollten,“ und ergänzend log Frau Lisbeth frisch von der Seele herunter: „Sie könnte zwar bequem in der Stadt leben, aber sie ist für die Einsamkeit. Städtischem Puz und Plitterkrum ist sie abhold.“

Sie wiesen den Gast in die Laube, wo mit dem Erdboden vereinigte Bänke und Tisch zum Raften

einladen, und mit der Bemerkung, daß er ehestens bedient werden solle, folgten sie der jungen Frau nach.

Kaum allein, schüttelte Leonardi sein Lockenhaupt abermals zweifelnd und sprach vor sich hin: „Wer hätte geahnt, in dieser Wüstenei inmitten Schuttes und Trümmer auf ein verwünschtes Schloß zu stoßen.“

Bevor er eintrat, warf er einen Blick über die nahe Schlehbornhecke. Hatte die auf dem Hofe herrschende Ordnung, die mit dem verkrüppelten Gebäude und dem darin betriebenen Gewerbe in auffälligem Widerspruch stand, ihn befremdet, so erstaunte er, als er in einen Garten größeren Umfanges sah, wo Obstbäume, Fruchtsträucher, Gemüse- und Kartoffelfelder, vor allem zierlich eingerahmte Beete mit farbenreichem Blumenflor von liebevoll pflegenden Händen erzählten.

„Daraus werde einer klug,“ meinte er nachdenklich, „Rätzel über Rätzel. Lumpenhandel und ein feinerer Geschmack, bäuerliche Derbheit und lieblich gestützte Kindheit — wie vereint sich das zusammen?“ Und weiter lauteten seine Betrachtungen: „Sollte es wirklich sein, daß wie unsereins der Kunst hulldigt, andere aus Liebhaberei zwischen Abfällen wühlen, die den denkenden Menschen anwidern? Wenn es noch die Not geböte, die aber herrscht augenscheinlich hier nicht. Rätzel über Rätzel.“

Er hatte sich eben im Schatten niedergelassen, als Mamsell Zule mit einer geöffneten Bierflasche erschien und das mitgebrachte Glas füllte.

„Frisch und kühl, wie es eben aus dem Keller heraufgeholt worden,“ erklärte sie einladend.

Leonardi sah zu ihr auf. Allerlei Fragen schwebten ihm auf den Lippen, bis er endlich zögernd hervorbrachte: „Ich hätte eher an den Einbruch des Himmels geglaubt, als in dieser abschreckenden Wildnis so viel freundlich Unregendes zu finden.“

„Weil Sie uns in der Stadt bei dem schmutzigen Geschäft beobachteten,“ antwortete Mamsell Zule gutgelaunt; „das sticht freilich ab.“

„Ich gestehe ehrlich, Sie aufrichtig bedauert zu haben.“

Mamsell Zule lachte und erläuterte sorglos: „Ist man von Jugend auf an eine Sache gewöhnt, merkt man das Häßliche kaum noch. Und unser Gewerbe ist schließlich nicht weniger ehrenwert — o, noch ehrenwerter als das eines Kaufmanns, der dieselben Hader verhandelt, als er sie mehr als zu knapp nach der Elle abschneidet. Schön ist das Sortieren gerade nicht, aber der Mensch will leben, und seine alten Tage muß man ebenfalls bedenken.“

„Aber die Mutter der Kleinen —“

„Die?“ unterbrach Mamsell Zule ihn energisch, „die sieht überhaupt nicht viel davon. Wenn sie mit ihren kleinen Händen die Küche besorgt, den Garten in Obacht nimmt und ihre Tochter unterrichtet, bleibt ihr keine Zeit zu anderen Dingen“ — und in einen vertraulicheren Ton verfallend: „Noch eins, Herr — Herr —“

„Leonardi ist mein Name.“

„Also, Herr Leonardi, da Sie uns die Ehre schenken, mit uns zu essen, möchte ich Sie gebeten haben, im Gespräch mit der jungen Frau nicht zu tun, wie Sie es in vornehmer Gesellschaft gewohnt sind. Es gab nämlich eine Zeit, in der sie gnädige Frau tituliert wurde, und das von Ihnen zu hören, könnt' ihr 'nen Stich ins Herz geben, und überstandene Kummernis ins Gedächtnis rufen.“

„Rätzel über Rätzel,“ wiederholte der Karikaturenzeichner in Gedanken und erwiderte überzeugend: „Die Empfindungen anderer zu schonen war von jeher mein ernstes Bestreben.“

Fränzchen stürmte in die Laube.

„Tante Zule, Mutter läßt bitten,“ meldete sie dienstfertig.

Lieblieh klang es aus dem Rosenmündchen, gewissermaßen eine Erläuterung des eben Vernommenen. Leonardi betrachtete sie entzückt. Die gelbblonden Locken wogten geordnet um das sonnengebräunte Gesichtchen. Eine weiße, steif gestärkte Schürze war an Stelle der verstaubten getreten, und so steigerte sich die Spannung, mit welcher er der ersten Begrüßung der Mutter entgegen sah.

„Bestelle, wir würden gleich da sein,“ hatte Mamsell Zule geantwortet. Die Kleine sprang davon, worauf sie noch vertrauensvoller fortfuhr: „Unser Sonnenschein, das muntere Dingelchen. Kein Wunder, bei Menschen, die im Leben nicht viel Liebe kennen lernten, und das nur von wegen der Verachtung des schmutzigen Gewerbes. Sogar der Vater — Gott hab' ihn selig — war ein harter Querkopf, obwohl er es über alle Maßen gut mit uns im Sinne hatte.“

„Ein reizendes Geschöpfchen,“ pflichtete Leonardi bei, „zumal nach der Umwandlung im Luftern.“

„Darauf hält die Mutter. Vornehm bleibt vornehm; so was kann nicht angelernt werden.“

Sie traten von dem engen Hausflur in ein mäßig geräumiges niedriges Zimmer. Hätte es Leonardi kaum überrascht, eine geschmackvolle Einrichtung vorzufinden, so überzeugte der erste Blick ihn vom Gegenteil. Wie das ganze Gemach mit den weißgetünchten Wänden, zeichneten auch die klobigen Möbel sich durch bäuerliche Einfachheit aus, jedoch alles wie poliert. Mit grobem, jedoch weißem Linnen war der Tisch gedeckt. Zimmerne Löffel und uralte Messer und Gabeln lagen neben den irdenen Tellern und zwar symmetrisch geordnet und blickblank. Für dergleichen hatte der in seiner Junggesellenhäuslichkeit schrecklich unordentliche Künstler allerdings keinen Sinn. In um so höherem Grade fesselte seine Aufmerksamkeit Frau Marga, die sich bereit hielt, die Pflichten als Hausfrau zu erfüllen.

Aufrecht und schlank stand sie da in der sommerlichen Bekleidung, die sich nur im Schnitt von der ihrer Beschützerinnen unterschied. Ihr Antlitz mit den weich abgerundeten Zügen, überragt von dem anspruchslos aufgesteckten blonden Haar hätte als Modell zu einer Madonna dienen können. Träumerischer Ernst sprach aus den großen, blauen Augen,

wogegen zu beiden Seiten des feingeschnittenen Mundes ein eigentümlicher Zug der Schwermut sich eingegraben hatte. Und doch umwebte ihre ganze Erscheinung, neben holder Mutterwürde, der wohlthuende Ausdruck des Bewußtseins, samt ihrer Tochter unter der Obhut der beiden wunderlichen Schwestern gegen alle Unbilden der Welt gesichert zu sein.

Des ihm erteilten Rates eingedenk, bot Leonardi ihr die Hand, zugleich durch eine heiter lebenswürdige Bemerkung über das Kind ihr ein Lächeln des Dankes entlockend. Zwanglos reihte man sich um den Tisch, an dem auch der greise Stoffel seinen Platz fand. Die durch die Anwesenheit des Gastes erzeugte erste Befangenheit wich, sobald er die Gabe bewies, die von ihm eingefädelte fröhliche Unterhaltung nicht ins Stocken geraten zu lassen. Nur einmal wurde sie unterbrochen, als Stoffel, gleichsam einen Anlauf nehmend, sich heftig räusperte, das runzelige Gesicht, wie nach einem irrtümlichen Schluck aus der Essigflasche, verzerrte und grämlich bemerkte: „Er war wieder da, der mit den schielen Augen und den krummen Beinen.“

„Was wollte er?“ erkundigte sich Mamsell Zule.

„Guch sprechen. Ich fragte, ob ich's bestellen könnte.“

„Und er antwortete?“

„Er gedanke sein Angebot zu verdoppeln, da möchtet Ihr Guch nicht übereilen.“

Kurzes Schweigen folgte. Leonardi entdeckte, daß Frau Lisbeth ihre Schwester unter dem Tisch heimlich anstieß, diese einen Blick der Besorgnis auf Frau Marga warf, die bei der plötzlichen Wendung des Gespräches sich Fränzchen zugeneigt hatte.

„Sagte er wofür?“ forschte Frau Lisbeth wie beiläufig.

„Er behauptete, Ihr wüßtet es.“

„Nun ja,“ erklärte Mamsell Zule erzwungen gleichmütig, „er meinte für den Zentner fortierter Habern. Fragt er wieder an, und wir sind wirklich zu Hause, dann warte seine Rede gar nicht ab und erkläre ihm rundweg, wir brauchen keine Zwischenhändler.“

„Da war noch einer,“ kramte Stoffel weitere Neuigkeiten aus, „der Herr mit dem schwarzen Bart, derselbe, den ich vorige Woche wahrschaute.“

„Redete er dich an?“

„Nein, er blieb stehen und betrachtete unser Haus, wie nichts Gutes, gerade so wie damals. Dann ging er am Gartenzain entlang durchs Gestrüpp. Nach einer Weile kam er zurück und lugte abermals über den Hof. Ich wollte zu ihm gehen, da kehrte er mir den Rücken und verschwand im Gebüsch.“

„Wieder einer von der Sorte,“ bemerkte Mamsell Zule, mit der Schwester einen Blick des Verständnisses wechselnd, „aber sie sollen sich umsehen.“ Und wieder zu Stoffel: „Wer auch ankehren mag, ob Herr oder Landstreicher: leuchte ihm heim, daß er's Wiederkommen vergißt.“

Wie ein Miston hatte das den Schwestern ge-

wissermaßen aufgezwungene Gespräch gewirkt. Leonardi begriff, daß es sich um Dinge handelte, die sie vor Frau Marga zu verheimlichen wünschten, und um schneller darüber hinwegzukommen, wendete er sich an diese.

„Erkennen Sie das?“ fragte er arglos, das geöffnete Skizzenbuch vor sie hinlegend.

Die Angeredete sah auf dasselbe nieder. Gespannt überwachte er sie. Anstatt freundlicher Überraschung zu begegnen, gewährte er, daß ihre Wangen tiefer erglühten und die Lippen sich fester aufeinander legten. Sie scheute offenbar seine Blicke.

„Viel Leben in der Gruppierung,“ bemerkte sie fast tonlos, so daß es durch die Verhandlung der Schwestern übertäubt wurde, „trotz der fehlenden Gesichter sind die einzelnen Gestalten nicht zu verkennen.“

„Mir fehlte die Zeit zu mehr als einem flüchtigen Entwurf, ein Umstand, der mich soweit herausführte. Zu viel lag mir an den charakteristischen Physiognomien, namentlich an der glückstrahlenden der lieben Kleinen.“

„Darf ich's sehen?“ fragte diese neugierig.

„Natürlich,“ antwortete Leonardi bereitwillig, und mit sichtbarem Widerstreben überließ die Mutter ihr das Buch.

Deren heller Jubel erregte die Aufmerksamkeit der beiden Alten, die nicht müde wurden, ihr Erstaunen zu offenbaren, aber das Fehlen der Gesichter bemängelten.

„Was leicht nachgeholt wird,“ entschuldigte der Karikaturenzeichner ergötzt.

„Auch ohne das recht ähnlich,“ erklärte Mamsell Zule.

„Besonders unser Esel,“ entschied Fränzchen, und begeistert knüpfte Frau Lisbeth an: „Das kommt wohl in eine Bilderzeitung?“

„In eine der vornehmsten und lustigsten.“

„Großartig, was Menschenhände zuwege bringen,“ seufzte Stoffel, und seine Runzeln vertieften sich merkwürdig.

„Und wir werden berühmt,“ schaltete Mamsell Zule stolz ein.

„Eine Ehre ist es obenein,“ fügte Frau Lisbeth hinzu, und weiter verhandelten sie die wichtige Frage, während der Karikaturenzeichner, wie von einem Magnet angezogen, das Profil seiner Nachbarin erwartungsvoll überwachte. Es entging ihm nicht, daß deren Blicke jedesmal auf dem Sprechenden ruhten, zugleich eine gewisse Besorgnis auf ihren Zügen zum Durchbruch gelangte. Endlich kehrte sie sich ihm zu. Zweifel webten in ihren Augen. Wie einer schweren Aufgabe gegenüber schöpfte sie tiefer Atem und schüchtern entwand sich den bebenden Lippen: „Wenn Sie mir erlauben, die Ursache zu verschweigen, möchte ich eine dringende Bitte an Sie richten.“

„Gewährt, gleichviel was, aus vollem Herzen gewährt,“ beteuerte Leonardi.

„Schwer, unendlich schwer wird es mir, den beiden

Schwestern die Freude zu verderben. Dagegen würden Sie mich zum tiefsten Dank verpflichten, wollten Sie das Bildchen nicht vollenden, überhaupt von dessen Veröffentlichung absehen.“

Was sie verschwieg, darüber belehrte der sprechende Ausdruck heimlicher Furcht.

„Ich glaube, Sie zu verstehen,“ erwiderte Leonardi freundlich zustimmend, „bauen Sie darauf: die Skizze gelangt nicht zur Vervielfältigung. Andererseits schlage ich vor, um der guten Alten willen, mir zu gestatten, die Porträts sorgfältig auszuführen und das fertige als Andenken Ihnen zur Verfügung zu stellen.“

Ein Schimmer aufrichtiger Freude eilte über Frau Margas ernstes Antlitz, indem sie entgegnete: „Darum zu bitten, hätte ich nicht gewagt. Sie aber mögen versichert sein, daß Ihre Güte mich beglückt und — beruhigt.“

Das Buch gelangte unter überschwenglichen Lobpreisungen in Leonardis Hände zurück. Die Erkundigungen nach der Vollendung der Bilder beantwortete er dadurch, daß er das Blatt ausschchnitt und der jungen Frau überreichte.

„Heute wird es nichts mehr mit dem Zeichnen,“ erklärte er, „vielleicht bei meiner nächsten Anwesenheit hier, die ich nicht zu weit hinausjehbe,“ eine Verheißung, die große Befriedigung erregte und Frau Marga durch einen warmen Blick lohnte.

Das Mahl hatte nur kurze Zeit in Anspruch genommen. An Raft dachte keiner. Während die Schwestern mit Stoffel ans Werk gingen, die Ladung in die Scheune zu schaffen und vorerst oberflächlich zu ordnen, begaben Mutter und Tochter sich nach dem Garten, wo reiche Arbeit ihrer harzte. Leonardi aber hätte nicht der übermütige, jeder barocken Abwechslung huldigende Künstler mit leicht entzündlichem Herzen sein müssen, um seine Beihilfe nicht anzubieten. Mit Dank wurde sie angenommen; dann konnte man ihn sehen, wie er in einem Eimer Wasser aus dem Ziehbrunnen herbeischleppte, um eine große und eine kleine Gießkanne immer wieder aufzufüllen. Kam es dabei nicht zu fortlaufenden Gesprächen, so sprudelte er dafür bei dem jeweiligen Zusammensein die launigsten Einfälle hervor, daß nicht nur Fränzchen ihm zuzubelte, sondern auch die Mutter sich wohlthuend angewehrt fühlte. So verlebte er eine Stunde, die ihm bei der ungewohnten Arbeit und im Verkehr mit den beiden lebenswürdigen Gestalten unter den Händen entchwand.

Sie hatten mit dem Begießen der Blumenbeete begonnen, als Frau Marga, zufällig aufsehend, eines schwarzbärtigen Herrn ansichtig wurde, der auf dem abgelegenen Ende des Gartens hinter der Hecke stand und zu der freundlichen Gruppe hinüberspähte. Sobald er inne wurde, daß er bemerkt worden, gab er ihr ein dringend höfliches Zeichen, sich zu ihm zu bemühen.

„Da ist der rätselhafte Herr wieder, von dem Stoffel erzählte,“ sprach sie unzufrieden, „um den Schwestern Ärger zu sparen, werde ich ihn selber abfertigen.“

„Weshalb geht er nicht frei nach dem Hofe hinauf?“ fragte Leonardi, nichts weniger als erbaut von der Störung.

„Es befremdet mich ebenfalls. Ich vermute indessen, daß er meinen fälschlich vorausgesetzten Einfluß auf die Schwestern zugunsten des Verkaufs ihres Grundbesitzes ausnutzen möchte — da, er winkt schon wieder — Fränzchen, bleibe inzwischen bei dem Herrn,“ und mit dem letzten Wort schritt sie davon.

Leonardi sah ihr nach. Eine gewisse Unentschiedenheit offenbarte sich in ihren Bewegungen. Es kostete sie ersichtlich Überwindung, für ihre Beschützerinnen einzutreten, die ihre Ansichten bei Tisch, wenn auch vermeintlich undurchdringlich verschleiert, ihr dennoch verständlich kundgaben. Dann fesselte ihn wieder das losende Geplauder der Kleinen, das von einer Erziehung Zeugnis ablegte, wie sie nur von einer zärtlich besorgten Mutter erwartet werden konnte.

Frau Marga hatte sich dem sie über die Hecke hinweg Überwachenden bis auf wenige Schritte genähert, als sie plötzlich stehen blieb. Wie wenn ein Gorgonenhaupt vor ihr aus der Erde emporgestiegen wäre, starrte sie ihn an. Der letzte Blutstropfen war aus ihrem Antlitz gewichen, ihrer Erscheinung die äußeren Charakter der Hinfälligkeit verleihend. Ihre ganze Kraft und Selbstbeherrschung erforderte es, sich aufrecht zu halten. Ereignisse entschwendener Jahre drängten sich in einem einzigen Gedanken zusammen. Sie sah sich als Braut an der Seite eines geliebten Mannes vor den Traualtar hinstreten. Sie fühlte die sengenden Blicke jemandes auf sich gerichtet, dessen beschworene Liebe sie verschmähte und der ihr seitdem als ein unheilbrütender Dämon vorschwebte.

Bei diesen Merkmalen des Wiedererkennens glitt es wie verhaltene Schadenfreude über das finstere Gesicht des Fremden, eines in besseren Kreisen heimischen Mannes, der einst statt der jetzigen Verleththeit, sich eines bestechenden Äußeren erfreut haben mochte. Er schien sich an dem todbleichen Bilde der Zusammenschauernden zu weiden; denn erst nach einer Pause hob er im spöttischen Vorwurf an: „Das unglaublich Erscheinende also doch wahr! Nach langem vergeblichen Forschen muß ich die Verschollene hier entdecken, sie, die einst vielumworbene Marga Berg, spätere Frau Prokuristin Wellbach und jetziges Mitglied, sogar dem Namen nach, einer aus der niedrigsten Sphäre des Volkes hervorgegangenen Lumpensammlerfamilie.“

Während dieser Anrede war Marga ihrer Bestürzung Herr geworden. Aufs neue schmückte das heftig wallende Blut ihre Wangen. Erhöhten Glanz verlieh Entschlossenheit ihren sonst so milden Augen. So stand sie kampfbereit da. Gleichzeitig vollzog sich eine Wandlung in den Zügen des Fremden. Hatte er erwartet, eine durch Leiden heimgesuchte Ruine zu finden, worin der erste Anblick der von Entsetzen Geschüttelten ihn bestärkte, so war er jetzt, der Wirklichkeit gegenüber, in um so höherem Grade

ihren einst ihn bis zur Sinnlosigkeit bezaubernden Reizen unterworfen.

„Herr Fleder,“ begann sie, und Widerwille tönte aus ihrer Stimme hervor, „wer gab Ihnen das Recht, nachdem ich der Welt mich endgültig entzog, meinen Frieden, den ich in der tiefen Abgeschiedenheit notdürftig errang, schände zu stören? Wer das Recht, sogar meiner Wohltäterinnen, deren Namen ich zu dem meinigen machte, verächtlich zu gedenken, die doch soviel ehrenhafter dastehen als diejenigen, die mich im unverschuldeten Unglück gewissemaßen mit Füßen traten?“

„Ein doppeltes Recht,“ antwortete Fleder gedämpft, unter dem Einfluß der mit unwiderstehlicher Gewalt neu erwachenden zügellosen Leidenschaften, „zunächst die mir von denjenigen übertragenen Machtvollkommenheit,



„Herr Fleder, wer gab Ihnen das Recht, meinen Frieden schände zu stören?“

die nunmehr schon seit Jahren danach streben, das Kind Ihres verstorbenen Vaters in Obhut zu nehmen, um ihm eine angemessene Erziehung angedeihen zu lassen. Dann aber bezeichne ich als zweites Recht das aus meiner Zuneigung zu Ihnen hergeleitete, die unter der Wucht der Ereignisse zwar einschlafen, jedoch nicht sterben konnte, nunmehr dagegen beim ersten Wiedersehen überwältigend zu neuem Leben erwachte.“

Marga zuckte die Achseln geringschätzig und erwiderte kalt: „Meiner Tochter mich berauben? Eine derartige Drohung ist zu widersinnig, um sie einer Beantwortung zu würdigen.“

„Nicht so widersinnig,“ hieß es heuchlerisch milde belehrend zurück; „wünscht man das Kind seiner jetzigen erniedrigenden Umgebung zu entreißen, so stehen das Recht und die Macht auf Seiten derer,

die mich beauftragten, die ersten Schritte einzuleiten.“

„Sie wollen mich glauben machen, daß es ein höheres Recht gäbe als das der Mutter?“ fragte Marga spöttisch, während es doch eifrig durch ihre Adern rieselte.

„Unter gewissen Bedingungen, ja. Doch so weit kommt es nicht, kann es nicht kommen, sofern Sie meinen treu gemeinten Vorschlägen wohlwollend Ihr Ohr leihen.“

„So sprechen Sie. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Man erwartet mich. Mag es das letzte Mal sein, daß ich Ihre Stimme höre.“

„Marga — mit Bedacht rede ich Sie an, wie einst die lieblich erblühende Jungfrau — Sie frönen falschen Voraussetzungen, wenn Sie wähen, daß ich die Wünsche meiner Auftraggeber höher stelle als die eigenen Regungen. Nein, nicht als grausamer Bedränger stehe ich vor Ihnen, sondern als ein Mann, der Ihnen, selbst um den Preis des Lebens, den Weg zu Glück und Zufriedenheit anbahnen möchte.“

„Für mich gibt es keine glücklichere Zufriedenheit, als sie mir hier geboten wird,“ versetzte Marga entschieden, und Grauen beschlich sie, während die halb verschleierte Augen Fleders die ihrigen lauernd suchten. „Der Zweck, der Sie hierher führte, dürfte damit erledigt sein.“

„Nein, nicht erledigt, solange noch Zweifel denkbar,“ wendete Fleder ein, die verlockende Gestalt mit heißen Blicken umfangend, „die aber werden zerrinnen, wenn Sie mich geistig in die Vergangenheit zurückbegleiten, in jene Tage unseres freundschaftlichen Verkehrs, als ich noch glaubte, glückverheißende Hoffnungen hegen zu dürfen. Eine Reihe von Jahren ist seitdem verstrichen, ein Zeitraum, lang genug, um zu vergessen, daß Sie meine ehrlichen Bewerbungen zurückwies, um jemand Ihre Hand zu reichen, dessen Name — ich muß es aussprechen — für Ihre und Ihrer Tochter ganze Zukunft wie ein Bleigewicht —“

Er brach ab. Ohne mit einer Miene Teilnahme zu verraten, hatte Marga ihn angehört. Keine Wimper zuckte, während es doch in ihrer Brust wirkte, als hätte sie daran ersticken müssen.

„Nicht weiter!“ herrschte sie ihm zu, und Enttäuschung sprühte aus ihren Augen. „Sie haben mit Rücksicht auf meine Person nichts zu vergessen; ich dagegen kann nicht, will nicht vergessen, wer es war, der den ursprünglich treu veranlagten Unglückseligen an sich zog, ihn umgarnte, und da ihm die Widerstandskraft fehlte, in den Strudel der Genußsucht hinabtrieb. Traf ihn der Vorwurf des Leichtsinns, so fallen die verhängnisvollen Folgen demjenigen zur Last, der sie, sei es aus Rache oder leicht zu durchschauender Berechnung heraufbeschwor. Gegen mich machte der Verstorbene sich nur des Fehls schuldig, an meiner Opferwilligkeit gezweifelt zu haben, und die bewies ich, als ich durch Hingabe meines Letzten den Vorwurf der Unredlichkeit von dem Toten nahm.“

Flammende Glut hatte sich über das sonst so ergebungsvoll stille Antlitz ausgebreitet. Es wuchs

ihr Mut in dem Maße, in welchem sie erkannte, daß die eben beteuerten Regungen jäh in wilde Gehässigkeit übergingen, die wie zu gelbem Wachs erstarrte Physiognomie sich in die Larve eines Unholbs verwandelte. Von Wut durchtobt, sann er auf eine vernichtende Erwiderung, als Marga ihm schneidend zuorkam: „Und Sie, der Verderber eines ursprünglichen Ehrenmannes, Sie, der mein Glück und meinen Frieden ruchlos untergrub, Sie wagen noch, die Möglichkeit anzudeuten, selbst an die Stelle desjenigen zu treten, den Sie durch Ihre Mänke verbrecherisch in den Tod jagten?“

Wie von einem vergifteten Geßhoß getroffen, fuhr Fleder auf. Ein böses Lächeln trat auf seine Züge, und tönern klang sein Organ, indem er höhniſch verbindlich sprach: „Und mehr noch wage ich. Ich wage sogar, Ihre törichten Anklagen als Ergüsse eines unnachteren Geistes hinzunehmen, ein anderer Grund, Ihre Tochter solchen gefährlichen Einflüssen zu entziehen. Kam ich als wahrer Freund, dem Ihr Glück die köstlichste Lebensaufgabe gewesen wäre, so erheben sich jetzt nur noch Pflichten vor mir, über die Sie nicht lange im unklaren bleiben werden.“

Marga maß ihn mit einem Blick unsäglicher Verachtung.

„Aus dem Grabe Ihres unglückseligen Opfers wird ein Rächer entstehen. Der Ärmste ging nicht von dannen, ohne sein Gewissen erleichtert, die Mittel hinterlassen zu haben, den eigentlichen Schuldigen an den Pranger zu stellen,“ sprach sie feierlich, und sich abkehrend, schritt sie davon.

Bei dieser Ankündigung stockte die auf Fleders Lippen schwebende Antwort. Finster sah er ihr nach, wie sie, anscheinend gleichmütig, die Richtung nach den Blumenbeeten einschlug, hin und wieder sich bückte, um eine im Wege wuchernde Unkrautpflanze auszurupfen. Den halben Garten hatte sie durchmessen, als er, wie einen beängstigten Argwohn abwehrend, sich schüttelte und in das angrenzende Gebüsch einbrang.

Obwohl fortgesetzt in heiterem kameradschaftlichen Verkehr mit der zutraulichen Kleinen, war dem scharfsinnigen Karikaturenzeichner nicht entgangen, daß zwischen Marga und dem Fremden Ungewöhnliches sich zutrug. Gefördert wurde sein Verdacht durch die zögernden Bewegungen, mit denen sie sich näherte. Ihr Antlitz trug noch immer die Spuren heftiger Erregung. Das vergeistigte Lächeln bewirkte gerade das Gegenteil von dem, was sie bezweckte. Als Fränzchen sie aber mit beiden Armen umschlang und damit die unheimliche Drohung Fleders in den Vordergrund trat, sank sie, wie von Schwäche übermannt, auf die Kniee, sie krampfhaft an sich pressend. Trotz des ehrlichen Ringens schlichen Tränen über ihre Wangen. In dem Gefühl, dem teilnahmvoll darschauenden Gast eine Erklärung schuldig zu sein, erhob sie sich.

„Recht schwer ist es mir geworden, den zudringlichen Menschen abzuweisen,“ sprach sie unmutig.

„Es war in der Tat jemand, der unsere stille Heimstätte anzukaufende beabsichtigte. Seine störrisch wiederholten dringenden Aufforderungen, die Vermittelung zu übernehmen, lehnte ich natürlich entschieden ab. Erlaubte ich mir wirklich, in die An gelegenheiten der Besitzerinnen mich unbefugt einzudringen, so würde ich dadurch zunächst gegen mich selber und mein Kind wüthen. Daß die Scholle über kurz oder lang in andere Hände übergeht, ist kaum zu bezweifeln und den Schwestern sicher nicht zu verdenken, obwohl ich diesen Zeitpunkt weit hinauswünsche.“

„In dem kurzen Verkehr mit ihnen gewann ich den Eindruck, daß, wohin auch immer sie nach der Entäußerung ihres Landbesitzes sich wenden, deren Asyl, als einem unverkennbar geliebten und verehrten Familienmitgliede, auch das Ihrige sein wird,“ versetzte Leonardi zuversichtlich.

Marga sann nach. Sie ging mit sich zu Räte, wie weit sie mit ihrem Vertrauen gehen dürfe, und erwiderte nach kurzer Pause: „Umstände ändern oft die glücklichsten Verhältnisse.“

Mamsell Zule, die nach Beendigung des Sortierens am Brunnen die Hände säuberte, trat heran und bemerkte aufgeräumt: „Schon fertig? Kein Wunder, wenn zwei kräftige Arme mehr eingreifen.“

„Eine herrliche Beschäftigung, Durstige zu tränken, gleichviel ob Blumen oder einen halb verschmachten Künstler,“ meinte Leonardi launig, „so anheimelnd, daß ich sie öfter wiederholen möchte.“

„Wenn der Weg von der Stadt heraus nicht so weit wäre,“ wendete Mamsell Zule ein.

„Dem ließe sich abhelfen, wenn ich irgendwo hier herum ein erträgliches Unterkommen fände.“

„Ist das Ihr wahrhaftiger Ernst? Sie, der seine Stadtherr, der Besseres gewohnt ist?“

„Sicher. Denn erstens erreichte das Bummel leben sein Ende, und zweitens würde ich viel Geld sparen, anstatt, wie bisher, an jedem Quartalschluß meinen schönen Verdienst wie Schnee unter der Sonne schwinden zu sehen. Schließlich wären die wiederholten Wanderungen zur Stadt, um vollendete Arbeiten abzuliefern und neue Aufträge in Empfang zu nehmen, meinem Befinden weit zuträglicher, als mit lustigen Kollegen die Nächte zu durchschwärmen und für meine späte oder vielmehr frühe Heimkehr vom Portier wohlmeinend ins Gebet genommen zu werden.“

„Sehr ehrenwert, Herr Leonardi,“ bestätigte Frau Lisbeth, die sich ihnen eben zugesellte.

„Jedoch aber —“ hob Mamsell Zule an, und herzlich lachend fiel der Karikaturenzeichner ein: „Kein Jedoch aber; denn trägt man seine vollen sechsunddreißig Jahre auf dem Rücken, ist es die höchste Zeit, solide zu werden und an die Zukunft zu denken. Es handelt sich daher nur noch darum, ob in der Nachbarschaft sich eine geeignete Wohnung findet. Ein größeres helles Zimmer und ein Schlafkammerchen genügen.“

„Sollen wir uns wirklich darnach umtun?“ fragte Frau Lisbeth ungläubig.

„Selbstverständlich und baldigst, um rechtzeitig zu kündigen und meinen Umzug vorzubereiten.“

Während dieser Verhandlung hatte Marga den jedesmal Sprechenden überwacht. Angstliche Spannung beherrschte ihr Antlitz. Hin und wieder durchbrach ein Anflug der Befriedigung ihren Ernst. Sie mochte sich Fleder und dessen unheimliche Drohung gegenwärtigen, und daß sie selbst so wenig, wie das ehrliche Schwesternpaar, etwaigen Ränken von seiten der Verwandten gewachsen sei.

Den Garten verlassend, waren sie neben der Laube eingetroffen, wo Leonardi sich verabschiedete.

„Es bleibt also bei der Verabredung,“ sprach er, indem er den beiden alten Damen die Hände herzlich drückte, „nächster Tage bin ich wieder hier, also auf baldiges Wiedersehen.“ Etwas förmlicher empfahl er sich von Marga. Fränzchen hatte sich ihr zugesellt und überreichte ihm ein Blumensträußchen. Als habe deren kleine warme Hand sich auf sein Herz gelegt, sah er gerührt in das lachende Gesichtchen. Er konnte nicht anders, er mußte sie küssen, und das Skizzenbuch unter dem Arm, begab er sich auf den Heimweg.

Alle sahen ihm nach, bis Gestrüpp und Buschwerk sich hinter ihm schlossen.

„Ein sehr gebildeter junger Mann,“ bemerkte Mamsell Zule aus voller Brust, „nicht die Spur von Hoffart und Stolz. Spricht mit uns wie mit seinesgleichen.“

„Und rechtschaffen obenein, oder er hätte seine Leichtfertigkeit nicht eingestanden und Besserung angelobt,“ ergänzte Frau Lisbeth anerkennend.

Marga sprach kein Wort; aber schwermütiger schaute sie darein, wie in Vorahnung trüber Erfahrungen, die ihre Schatten weit voraussandten. Sie glaubte entdeckt zu haben, daß er, bevor er aus ihrem Gesichtskreise trat, nachdenklich den Kopf schüttelte, und enträtselte es ihrer gedrückten Stimmung gemäß. Hätte sie nur hören können, wie er in seiner übermütigen Weise vor sich hinsprach: „Das Abenteuer fängt an, mich zu interessieren. Die Kollegen werden mich natürlich heillos hänseln — und Splinter erst — Donnerwetter! Der reißt sich die letzten Haare aus seinem Reservistenhädel.“ —

3.

Schon am dritten Tage stellte der rastlose Karikaturenzeichner sich wieder auf dem Wittkoppschen Gehöft ein. Nur kurze Zeit zur Begrüßung gönnte er sich, worauf er in Mamsell Zules Begleitung auf die Wohnungssuche ging. Tags zuvor hatte diese mit dem Eigentümer eines freundlichen Landhäuschens und dazu gehörigen Gemüse- und Obstgartens bereits alles vereinbart. Er brauchte daher nur seine Zustimmung zu erteilen, um in den Besitz einer billigen Wohnung nebst Verpflegung zu gelangen, die seinen Zwecken genügte. Zwei Wochen später hielt das Gesellschafterwerk wieder vor dem bekannten Hause. Dieses Mal kutschierte Stoffel, der unter Splinters Mitwirkung Leonardis Hausstand verlor. Viel war es nicht, doch gerade hinreichend,

um die Ansprüche des sorglosen Künstlers zu befriedigen. Innerhalb vierundzwanzig Stunden hatte er sich vollkommen eingelebt. Es erhöhte sein Verlangen die unveränderte liebe Anordnung, wogegen der vor seinen drei Fenstern sich ausdehnende Blumen Garten und der Schatten mehrerer Walnusbäume seine Schaffenslust förderten.

Dem Antrittsbesuch auf dem Gehöft folgte bald der zweite. Sie wiederholten sich häufiger, bis sie ihm endlich zur Gewohnheit geworden. Wäre statt des Lumpentrans eine stattliche Villa mit Balkon und Spiegelscheiben zu seinem Empfang geöffnet gewesen, so hätte er sich daselbst nicht fröhlicher und ungezwungener bewegen können. Er kannte eben nur Menschen, unbekümmert um Namen, Beruf oder Lebensstellung, und war daher im vollsten Umfange der Einwirkung des ehrlichen Wohlwollens unterworfen, das alle ihm in gleichem Maße entgegenbrachte. Zwischen ihm und Frau Marga hatte sich sehr bald eine herzliche Freundschaft herausgebildet, indem sie mit den grundverschiedenen Temperamenten sich gegenseitig gleichsam ergänzten und ihre Befriedigung fanden. Wie Marga nie ihre Lage berührte, vermied Leonardi vorsichtig jede Mahnung an dieselbe. Er selbst ging dagegen mit seinem Vertrauen leichtfertig über die äußersten Grenzen hinaus. Hatte er doch nichts zu verheimlichen, dessen er sich zu schämen brauchte. Uebermütig, wie er seine humoristischen Erzeugnisse zur Prüfung vorlegte oder heitere Erlebnisse aus den Jahren schilderte, in denen er noch gegen Mangel kämpfte, erstattete er auch Bericht über jeden Hundertmarktschein, den er dem ersten ersparten beifügte, um zu seinem Ergötzen von dem praktischen Schwesternpaar in einer Weise gelobt und ermahnt zu werden, als ob er ein ihrer Obhut anvertrauter Zögling gewesen wäre.

So ging Woche auf Woche dahin, und im Laub der Bäume meldete der Herbst sich mit lichthem Farbenspiel an, als die Schwestern plötzlich regsam wurden. Es verriet sich zunächst dadurch, daß sie gemeinschaftlich einen Brief zusammenstellten, den sie sehr schön abschrieben und eigenhändig auf der Post abgaben. Etwas später traf ein mittels Amtssiegels verschlossenes Schreiben ein, von dessen Inhalt sie unter vier Augen Kenntnis nahmen. Nach kurzer Frist erhielten sie ein zweites, dem eine Kostenrechnung beigelegt war, die sie umgehend persönlich berichtigten. Als dessen Folge erschien, daß sie den Rest sortierter Habern auf den Wagen luden, Stoffel beauftragten, die Tenne zu säubern, und das noch vorhandene Gerümpel zu Brennholz zu zerleinern, kurz jede Erinnerung an das „schmuddelige“ Gewerbe zu verwischen, worauf der Wagen unter Dach geschoben wurde. Dort blieb er bis zum nahen ersten Oktober. An diesem Tage spannten sie den Gesel mit einer gewissen Feierlichkeit ein, verabschiedeten sich von Mutter und Tochter, als hätte es sich um eine Weltreise gehandelt, und begaben sich auf den Weg zur Stadt. Tränenden Auges sah Frau Marga

ihnen nach. Im letzten Augenblick hatte Mamjell Zule listig blinzeln ihr noch drei Worte zugerannt, die indessen, anstatt Jubel zu erwecken, sie tief entmutigten. So gingen ihr auch die kommenden Stunden trübe dahin. Sogar das kostende Geplauder des Töchterchens vermochte kaum noch, ihr ein Lächeln zu entlocken.

Am diesem selbigen Tage hatte Leonardi seine Arbeit früher beendet, und er rüstete sich, um die Zeit der Muße bei den Freundinnen zu verbringen, als ein schwarzbärtiger Herr bei ihm eintrat, den er sofort als denjenigen erkannte, der einst über die Gartenhecke hinweg mit Frau Marga verhandelte.

„Mein Name ist Fleder,“ stellte er sich höflich vor. „Wie ich vernahm, verkehren Sie gelegentlich auf dem Wittkopp'schen Gehöft. Daraushin erlaube ich mir, vertrauensvoll anzufragen, ob Sie geneigt sind, in einer diskreten Angelegenheit mit Ihrem Rat mich zu unterstützen.“

„Ich bedauere,“ antwortete Leonardi formlos, „Sie wünschen die Vermittlung der Frau Marga Wittkopp, um deren ehrenwerte Beschützerinnen zum Verkauf ihres Grundbesitzes zu bewegen —“

„Eine eigentümliche Auffassung,“ unterbrach Fleder ihn überrascht, „denn nicht um Kauf oder Verkauf handelt es sich, sondern um die Familienbeziehungen der Frau Marga Wellbach, nicht Wittkopp.“

Leonardi stutzte. Durchdringend sah er in die durch die Lider halb verschleierte lauernden Augen. Zugleich erwachte der Gedanke, welchen Unbil-

den die junge Witwe ausgefakt gewesen sein mußte, um den wahren Namen zu verleugnen, und so erwiderte er schneidend: „Für mich bleibt sie Frau Wittkopp, als welche ich sie hochachten und verehren gelernt habe.“

„Gestatten Sie mir, darauf hinzuweisen,“ wendete Fleder ein, „daß es weniger den Namen, als die Person und deren Verhältnisse betrifft, die —“

„Bitte sehr,“ fiel Leonardi gereizt ein, „in solchem Falle wenden Sie sich an den Unrechten. Solange ich die Ehre habe, mit der genannten Dame zu verkehren, berührt sie nie Familienangelegenheiten, ich aber wäre der letzte gewesen, in ihr Vertrauen mich einzuschleichen.“

„Das hindert nicht,“ versetzte Fleder, in demselben Grade kaltblütiger, in welchem der Karikaturen-

zeichner sich erhitzte, „als Mann von Ehre Sie um einen Dienst zu ersuchen, den Sie nicht mir leisten würden, sondern den angesehenen Verwandten des verstorbenen Gatten. Dieselben beabsichtigen nämlich, dessen Tochter ihrer jetzigen Lage und den damit verbundenen nachteiligen Einflüssen zu entziehen, um ihr eine angemessene Ausbildung angedeihen zu lassen.“

„Mit andern Worten, Herr, man hegt den Plan, die heut noch um den Gatten trauernde Witwe ihres Kindes, ihres einzigen Trostes, zu berauben. Dazu würde in erster Reihe Berechtigung gehören.“

„Sie ist vorhanden. Wären Sie mit allen Umständen vertraut, so möchten Sie sich diese Frage erspart haben.“

„Die brauch' ich nicht zu kennen, um zu versichern, daß trotz aller Ränke — und die sind unsehlbar angezettelt — sie nimmermehr von ihrem Kinde getrennt wird.“

„Ihre Erklärung erzeugt den Eindruck, als wären Sie in nähere Beziehung zu der Mutter getreten, ein anderer, nicht minder triftiger Grund für die Verwandten.“ —

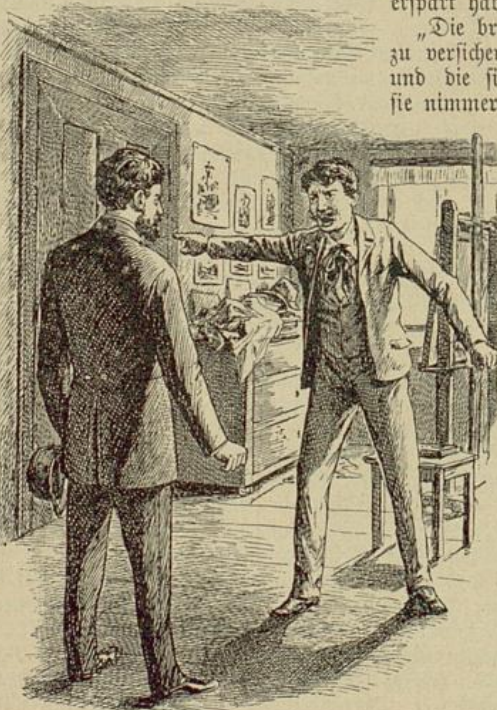
Leonardi's Geduld war zu Ende. Die leicht erregbare Leidenschaftlichkeit wuchs ihm über den Kopf.

„Sie sehen da den Ausgang,“ sprach er mit drohender Gebärde und sein Gesicht überzog sich mit Zornesröte, „nach dieser rachslosen, beide Teile unerhört beleidigenden Unterstellung fordere ich Sie auf, die Tür gefälligst von außen zu schließen. Nur noch so viel: Sollten Sie oder ein anderer den Versuch wagen, den Frieden der beklagenswerten

Dulderin zu stören, so gibt es noch Mittel, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen.“ —

„Mäßigen Sie sich,“ begann Fleder, und erbittert schnitt Leonardi ihm das Wort ab: „Ich mäßigte mich bereits, oder ich hätte Ihnen längst schneller aus dem Hause geholfen, als Sie es betreten haben!“

Fleder rang nach Atem. Sein finstres Gesicht bedeckte häßliche Mischfarbe. Die ihm widerfahrene schmähvolle Behandlung hatte den zuvor ausgesprochenen Argwohn zur Ueberzeugung gesteigert und die gärende Wut auf den Gipfel getrieben. Zugleich erfüllte ihn Scheu vor der streitbaren Erscheinung des mannhaften Künstlers, von dem er das Ärgste zu gewärtigen hatte, und nur mit Mühe



„Sie sehen da den Ausgang,“ sprach er mit drohender Gebärde.

brachte er gedämpft hervor: „Sie werden Ihre Worte bereuen. Bricht ein Verhängnis auf die von Ihnen eigentümlich begeistert Verteidigte herein, so fällt die Verantwortung Ihnen zur Last“ —

„Hinaus!“ herrschte Leonardi ihm zu, „hinaus, bevor ich mich vergesse!“ und hinter dem mit einem Fluch Verschwindenden fiel die Tür ins Schloß. „Diese heimtückische Canaille, zu Boden hätte ich ihn schlagen sollen,“ sprudelte er hervor, sobald er sich allein sah, und aus seiner wilden Erregung Herr zu werden, begann er lebhaft auf und ab zu schreiten. Plötzlich blieb er stehen, presste beide Hände auf die Schläfen, und weiter hieß es: „Donnerwetter, da ist mir wieder einmal der Verstand mit dem Herzen durchgegangen. Mit welchem Recht warf ich mich überhaupt zum Richter in einer Sache auf, die ich nicht zu durchschauen vermag, und daher vielleicht schädete, wo ich hätte vermitteln können? Paul, Paul, du wirst in deinem ganzen Leben nicht geschicht“ — er suchte den Kalabreser aus einem ramponierten Papierkorb hervor, stülpte ihn kraftvoll aufs Haupt, verließ das Haus und schlug mit langen Schritten die Richtung nach dem Wittkoppischen Gehöft ein.

Seine erste Regung war, Marga über das peinliche Ereignis zu unterrichten. Er hatte aber noch nicht den vierten Teil des Weges zurückgelegt, als er den Plan wieder verwarf und sich dafür entschied, das Schwesternpaar von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Er vergegenwärtigte sich die junge Frau, ihr ganzes Wesen, ihre Neigung zu träumerischem Sinnen, und langsamer wurde sein Schritt. In Gedanken wiederholte er manche ihrer Worte und Bemerkungen, die bedeutungslos für ihn verhallen, jetzt aber, nach seiner Begegnung mit Fleder, in einem anderen Licht erschienen. Ihr Bild verkörperte sich gleichsam vor seinen geistigen Blicken, und ihm war, als hätte er sich an ihr versündigt gehabt, wenn er die auf dem gütigen Antlitz lagernde Schwermut durch lose Scherzreden zu verschleichen trachtete. Und wie konnte sie solche in ihrer Bedrängnis nur aufgenommen haben, und welche Anstrengung mochte es sie gekostet haben, ihre Seelenqualen zu verheimlichen? Zu Füßen hätte er ihr stürzen mögen, ihre Verzeihung ersuchen, weil er so wenig verstanden hatte, ihre Gemütsverfassung zu ahnen und zu berücksichtigen. In seinen Ohren vibrierte Fleders hämische Bemerkung. „Nähere Beziehung,“ züchte er förmlich in neu ausloderndem Born vor sich hin, „was meinte er überhaupt mit »Beziehungen«? Etwa solche, daß ich an sie denken muß, wo ich gehe und stehe, ob Tag oder Nacht? Wahrhaftig, ich glaube, der Kerl hat mich über mich selbst aufgeklärt.“ Er blieb stehen. Die eigene Stimme hatte ihn erschreckt. Scheu sah er sich um. Nur das herblich entblätterte Gestrüpp ringsum hatte ihn gehört. „Ob Tag oder Nacht,“ wiederholte er nachdenklich. Höher richtete er sich auf, und zwischen dem Gestrüpp verhallte: „Das muß ein Ende nehmen so oder so, soll ich nicht daran zu

Grunde gehen,“ und wie das Schwanken irgend eines Vorsatzes befürchtend, nahm er seinen Gang mit beschleunigter Eile wieder auf.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als er sich dem Gehöft näherte. Der Hund meldete ihn an. Als wären seine Füße plötzlich mit Zentnergewichten beschwert gewesen, schlich er über den Vorplatz. Stoffel berichtete, daß die Schwestern noch nicht heimgekehrt seien. Fast gleichzeitig spähte Marga über die Schlehdornhecke, wogegen Fränzchen ihm mit offenen Armen entgegenlief. Marga war langsam gefolgt und erwartete ihn vor dem Eingang der Laube. Fürchtend, die jüngsten Ereignisse durch Mienen oder Blicke zu verraten, und noch unter dem vollen Eindruck seiner Betrachtungen, wagte er nicht, zu ihr aufzuschauen. Eherbietig, beinahe zaghaft, nahm er die gebotene Hand, und jetzt erst entdeckte er, daß ihre Augen vom Weinen gerötet.

„Unsere Freundinnen sind noch nicht zurück,“ redete sie ihn vertraulich an, während sie die Bank neben der Haustür zum Sitz wählten, „es ist sonst nicht ihre Art, weit über Mittag hinaus fortzubleiben.“

„Wofür Ihnen die Erklärung fehlt?“ bemerkte Leonardi besagen.

„Sie fehlt. Statt dessen bestürmen mich marternde Vermutungen.“

„Erkennen Sie in mir einen Freund, der Ihr Vertrauen zu verdienen glaubt, möchten Sie da nicht einen Schritt weiter gehen und Ihre Befürchtungen mit mir teilen?“

Marga sah zweifelnd vor sich nieder. Nach kurzem Sinnen wendete sie sich an Fränzchen. „Geh, mein Töchterchen, und pflücke ein Sträußchen für Herrn Leonardi,“ sprach sie liebreich.

Die Kleine, die zwischen seinen Knien stand und zu ihm auf sah, als wären die härtigen Lippen der Urquell aller Weisheit gewesen, fragte ihn kosend: „Soll ich?“

„Natürlich, Fränzchen,“ antwortete er, die rosigen Wangen sanft streichelnd, „du weißt, wie sehr ich Blumen liebe.“

Die Kleine verschwand, und wie um baldigst eine Last von ihrer Seele zu wälzen, fragte Marga mit einer gewissen Hast: „Ist Ihnen etwa aufgefallen, daß die Schwestern seit einiger Zeit häufiger zur Stadt gingen, überhaupt fieberhafte Unruhe verrieten?“

„Gewahrte ich es, so führte ich es auf ihre geschäftlichen Berechnungen zurück.“

„Ja, geschäftliche Berechnungen, und zwar sehr ernste,“ gab Marga bekümmert zu, „ich glaube in meiner Voraussetzung nicht fehlzugehen, wenn ich es auf den bevorstehenden Verkauf ihres Besitztums zurückführe. Hätten noch Zweifel gewaltet, so wären sie verfliegen, als Mamfell Zule heute früh mir förmlich triumphierend zuflüsterte: Unsere letzte Plunderfuhr.“

„Das beängstigt Sie?“

„Aufs tiefste.“

„Die kurze Bemerkung, wie die Art der Mit-
teilung, können doch nur als Beweis gelten, daß
man Ihr Bestes bezweckt und sich um keinen Preis
von Ihnen und dem vergötterten Liebling trennen
möchte.“

„Das mag sein. Dagegen fehlt den guten Seelen
das Verständnis dafür, daß bei einer Ortsver-
änderung ich ihnen nicht länger zur Last fallen darf.
Hier ist es bisher anders gewesen. Ihnen die
rührende Sorge um mich und mein Kind zu ver-
gelten, lag freilich außerhalb des Bereiches meines
Könnens. Andererseits trug mich das beschwichtigende
Bemühtsein, durch reges Eingreifen in die häuslichen
Obliegenheiten mich nützlich zu machen.“

„Ich fürchte, im Abwägen sind Sie zu peinlich.
Lösen Sie in dem gedachten Falle auf Grund
Ihrer Anschauungen wirklich das bisherige Ver-
hältnis, so würden Sie nicht nur Ihre mütterlichen
Freundinnen tief betrüben, sondern auch einen Schutz
verlieren, der nicht leicht durch einen andern ersetzt
werden kann. Und wohin wollten Sie sich wenden,
nachdem Sie auf dieser friedlichen Stätte der ge-
räuschvollen Welt sich vollkommen entfremdeten?
Und Schutz bedürfen Sie sicher.“

„Inwiefern? Worauf beziehen Sie sich?“ fragte
Marga verflört.

Leonardi kämpfte gegen Verwirrung. Es wider-
strebe ihm, durch Erwähnung der Begegnung mit
Fleder sie in neue Ängste zu stürzen, und ausweichend
erklärte er: „Ein Schutz, den keine alleinstehende
Dame entbehren kann. Doch lassen wir das ruhen.
Legen Sie indessen den geringsten Wert auf die
Meinung eines aufrichtigen, ergebenen Freundes,
dann beunruhigen Sie sich nicht, sondern säumen
Sie mit irgendwelchen Entscheidungen, bis sie vor
vollendeten Tatsachen stehen. Wer weiß, wie sich
alles noch gestaltet.“

Fränzchen trat heran und überreichte die Blumen.
Leonardi nahm das liebe Gesichtchen zwischen beide
Hände und küßte es auf die Stirn. Wehmütig be-
trachtete die Mutter beide. Ihre Gedanken mochten
in die Vergangenheit zurückschweifen bis zu jenen
Tagen, in denen sie ein auf unerschütterlichen Grund-
festen errichtetes Glück gefunden zu haben wähnte.

„Und nunmehr bedenke auch deine liebe Mutter
mit dem Schönsten, das zu finden,“ riet Leonardi
treuherzig. Die Kleine eilte davon, als hätte sie ein
Verjämmernis einzuholen gehabt, und zögernd, förmlich
eingeschüchtert durch die Vergegenwärtigung des
kühnen Vorhabens, das auf der letzten Strecke des
Weges bestimmte Form gewann, sprach er weiter:
„In den jetzigen einsamen Stunden gewissenhafter
Selbstprüfung wach es allmählich einem Schleier ähnlich
von meinem Sinnen und Denken. Wie ein gelöstes
Rätsel erhob es sich vor mir. Ich wußte, was mich
trieb, meinen Wohnsitz in diesen verborgenen Erden-
winkel zu verlegen, was es mir erleichterte, dem un-
steten Leben im Kreise gleichgesinnter Freunde und
Genossen endgültig zu entsagen. Offenbare ich es
jetzt vor Ihnen, so geschieht es mit dem hingebendsten

Vertrauen, wie es durch die Beweise Ihrer Güte
und Nachsicht gezeitigt worden. Feierlich berufe ich
mich darauf, daß die erste Begegnung mit Ihnen
entscheidend für meine ganze Zukunft geworden.
Wohl begreife ich, daß nach dem herben Verlust des
teuern Gatten Sie mit Ihrem Wohlwollen nicht
mehr über die Grenzen einer ernstern Freundschaft
hinausgehen können, doch ebenso heilig darf ich be-
teuern, daß mein ehrliches Dichten und Trachten
seither, wenn auch anfänglich unverstanden, einzig
und allein darauf gerichtet gewesen, mich eines
Glückes würdig zu zeigen, das ich an Ihrer Seite
und als Vater Ihres lieblichen Töchterchens fände —“

„Halten Sie ein — um Gottes willen nicht
weiter“ — unterbrach Marga, die solange regungslos
wie eine Statue seinen Worten gefolgt war, ihn
stehend, und Bestürzung sprach aus ihren Augen,
„und haben Sie Mitleid — Sie fordern Unmög-
liches — stören Sie nicht das zwischen uns be-
stehende Verhältnis, das mir Ersatz bot für so
manches schmerzlich Entbehrte.“

Über Leonardi's Züge verbreitete sich das Gepräge
bitterer Enttäuschung, doch inniger, dringender erklang
seine Stimme, indem er anbot: „Hören Sie mein
Bekennnis, die Rechtfertigung meines vermessenen
Ansinns, ich erbitte es, wenn es sein muß, als
eine letzte Wohlthat. Als sorgloser Künstler, der
nicht über den folgenden Tag hinausdachte, haben
Sie mich kennen gelernt. Hatte ich doch keine Ursache,
mich anders zu zeigen, als ich in Wahrheit einher-
ging. Das hat eine Wandlung erfahren, seitdem
ich mit der ganzen Kraft meiner Seele mich an
eine überschwengliche Hoffnung anklammerte. Ich
gestehe, ein bescheidenes Los hätte ich allerdings nur
zu bieten gehabt; dagegen würde die Überzeugung,
für die Wohlfahrt zweier Teuren zu leben und zu
wirken, mich zu erhöhten Anstrengungen begeistert,
mich von Stufe zu Stufe höher emporgesördert
haben, um am Schluß mit Stolz und inniger Be-
friedigung auf die durchlaufene Bahn zurückzublicken.
So das Bild, das meine stillen Hoffnungen belebte.
Lassen Sie daher Ihr »Unmöglich« nicht als letztes
Wort gelten.“

„Und dennoch als letztes Wort,“ versetzte Marga
mit trauriger Entschiedenheit; „räume ich aber ein,
daß Ihre Erklärung, die einen so hohen Grad von
Edelmütigkeit in sich birgt, mich wohlthuend berührte, so
kann ich nur, darf ich nur wiederholen: Unmöglich.“

„So walten Ursachen, die schwerer wiegen als
Ihr eben offenbartes Wohlwollen,“ meinte Leonardi
kleinlaut, „sollte es denn gar kein Mittel geben,
dieselben zu überbrücken? Und wäre in solchem
Falle meine Bitte um Aufklärung unverzeihlich?
Oder soll ich mich zeitlebens mit dem qualenden
Gedanken tragen, daß aus Mangel an Vertrauen
mir vorenthalten geblieben, den Weg zu Ihrem un-
gestörten Frieden und dem eigenen Glück zu ebnen.“

„Ihren Einwand erkenne ich als berechtigt an,“
sprach Marga mit sichtbarem Widerstreben, „und
sicher gönne ich Ihnen die geforderte Erläuterung,

allein sie herbeizuführen — es übersteigt meine Kräfte.“

„Und auf Geheimnisse hin soll ich entsagen, wo vielleicht ein einziges Wort genügt, eine mit den holdesten Lichtern durchwebte Zukunft vor mir zu eröffnen?“

In Margas Augen waren Tränen gedrungen. Unendliches Weh sprach aus ihren Zügen.

„Ich fühle es,“ antwortete sie schwermütig, „nach unserem jetzigen Gespräch kann es nicht mehr so sein, wie es gewesen. Sie werden von hier scheiden auf Nimmerwiedersehen. Zugleich drängt der schmerzliche Gedanke sich mir auf, daß Sie gehen, ohne die Beweggründe zu würdigen, die meine Entscheidung bedingen. Das aber darf nicht geschehen. Zu Schweres habe ich zu tragen, um auch die Last dieses Bewußtseins noch auf mich zu nehmen. Was ich selbst nicht über meine Lippen brächte, das sollen Sie aus dem Munde meiner Wohltäterinnen erfahren, vor denen ich nach der Aufnahme in ihrem Hause, einer heiligen Pflicht gehorchend, rückhaltlos ein Bild meiner ganzen Vergangenheit entrollte.“

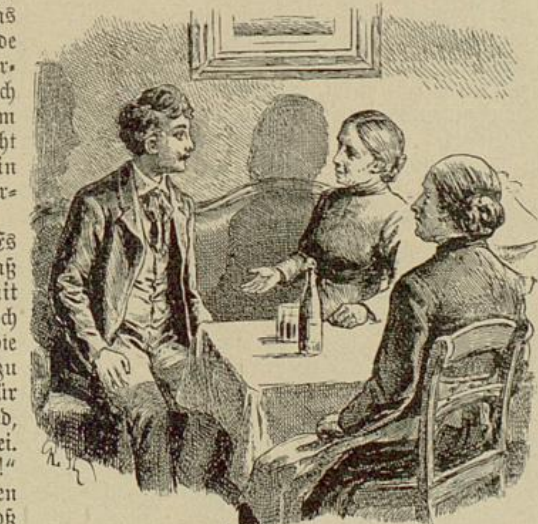
Leonardi blickte freier. Es erwachte die Hoffnung, daß nach einer Aussprache mit den Genannten dennoch die Möglichkeit tage, die rätselhaften Bedenken zu besiegen. Bevor er sich für eine Erwiderung entschied, stürmte Fränzchen herbei.

„Die Tanten kommen!“ jubelte sie, und die Blumen der Mutter auf den Schoß werfend, slog sie gleichsam über den Hof.

Marga und Leonardi erhoben sich, um ihr zu folgen. Gleichzeitig trat das Gesellschafterwerk in ihren Gesichtskreis.

„Ich darf keine Nacht darüber hingehen lassen, daß Sie noch im Zweifel über die mein Handeln bestimmenden Einflüsse bleiben,“ sprach sie während des langsamen Einerschreitens beinahe tonlos, „es wird Ihnen daher heute noch Gelegenheit geboten werden, alle Aufschlüsse, die Sie nur wünschen können, in Empfang zu nehmen.“

„Wie sie auch lauten mögen: Auf das, was ich Ihnen offenbare, kann nichts störend einwirken,“ beteuerte Leonardi.



Dann saß Leonardi vor den Schwestern wie ein Missetäter vor seinen Richtern.

ging dagegen nicht, daß sie, begünstigt durch den heute angelegten Sonntagsstaat, sich noch würdevoller trugen, und heller Triumph beherrschte ihre ehrlichen Gesichter, als sie verkündeten: „Alles erledigt und abgemacht zu unser aller Wohlgefallen. Der Lumpenhandel — Gott segne ihn — hat ein für allemal sein Ende.“

Marga stand keine Erwiderung zu Gebote. Auch Leonardi, ihre Empfindungen erratend, schwieg. Erwartungsvoll überwachte er sie, bis sie mit einem eigentümlichen Lächeln der Wehmut ihre Beschützerinnen beglückwünschte. Dann begleitete sie dieselben ins Haus, durch einen bezeichnenden Blick Leonardi bittend, sich unterdessen mit Fränzchen zu beschäftigen.

Beinahe eine halbe Stunde verstrich, die ihm wie eine Ewigkeit erschien, und Fränzchen wurde schon ungeduldig, als alle drei wieder ins Freie traten.

Marga sinnender Ernst zeugte von wehevollen Eindrücken. Auch die Schwestern standen unter dem Einfluß heftiger, jedoch nicht unfreundlicher Regungen. Sie gipfelten darin, daß Mamsell Jule als Wortführerin Leonardi einlud, den Abend mit ihnen zu verbringen. Bereitwillig ging er darauf ein. Das Mahl wurde noch gemeinsam eingenommen. Nach dessen Beendigung begab Frau Marga, Kopfschmerz vorschützend, sich mit der Kleinen zur Ruhe. Dann saß Leonardi vor den Schwestern wie ein Missetäter vor seinen Richtern. Beide befeiligten sich einer feierlichen Haltung, wie sie es als der Gelegenheit an-

gemessen erachteten, und unverweilt eröffnete Mamsell Jule die Verhandlung mit den Worten: „Sie haben unserem Hausmütterchen einen regulären Heiratsantrag gemacht, und wenn Frau Marga uns davon in Kenntnis setzte, so war das in der Ordnung, dieweilen wir ihr Vater und Mutter sind. Sie selbst haben wir als einen anständigen Herrn kennen gelernt. Paßt hingegen jemand die Liebe, so geht alles in seinem Kopf vor quer, daß er nicht an die Zukunft denkt. Derohalben möchten wir vor allen Dingen wissen, ob Sie auch eine Frau ernähren können, zumalen eine, die Ihnen nicht mehr einbringt als ein goldenes Herz und ein süßes Töchterchen.“

„Was suche ich mehr als das?“ antwortete Leonardi begeistert, „wohl aber darf ich mit gutem Gewissen behaupten, daß, wenn ich vorläufig noch kein glänzendes Los zu bieten habe, meine Erwerbsquelle mich in den Stand setzt, ein Heim zu gründen,

4.
Der Gruß der beiden Alten erfolgte in gewohnter wunderlich herzlicher Weise, und sie wären die Letzten gewesen, Merkmale des eben beendigten Gedankenaustausches zwischen Marga und dem Karikaturenzeichner in deren Wesen zu entdecken. Diesen ent-

in welchem wir bei unseren bescheidenen Ansprüchen uns glücklich und zufrieden fühlen könnten.“

Beide Schwestern neigten billigend das Haupt, worauf Frau Lisbeth nachdenklich einwendete: „Der Wille ist oftmals gut, derothalben soll man indessen nicht außer Obacht lassen, daß wenn die Not ins Fenster lugt, die Liebe zum Schornstein hinausfliegt, und zum Heiraten immerhin eine Aussteuer gehört. Woher aber soll die kommen, da unsere Frau Marga so arm ist wie eine Kirchenmaus?“

Leonardi, der aus der Form des Verhörs herauszufühlen meinte, daß man seinen Hoffnungen nicht ablehnend gegenüberstehe, erklärte offenherzig: „Sie selber waren Zeuge, daß ich seit meiner Uebersiedelung eine nennenswerte Summe erübrigte — doch das sind müßige Fragen, solange ich der niederdrückenden Nachwirkung der verschiedenen Ablehnung meines Antrages unterworfen bin.“

„Nicht so müßig,“ versetzte Mamsell Zule, sich etwas in die Brust werfend, „mußten wir doch zuvor im reinen über Ihre werthe Person sein, oder es hätte überhaupt keinen Zweck, Sie von allem in Kenntnis zu setzen, was unser Hausmütterchen betrifft.“

„Und Ihre Zweifel sind beseitigt?“

„Gänzlich, zumalen kaum welche vorhanden gewesen.“

„So dürfte ich hoffen, daß Sie Ihren Einfluß zu meinen Gunsten geltend machen?“

„Davon später,“ wendete Frau Lisbeth erhaben ein, „denn im Ehestand kann man nicht zu vorsichtig zu Werke gehen. Zuvörderst vernehmen Sie, wie die Angelegenheiten stehen. Hernach werden Sie begreifen, wie großartig Frau Marga handelte, als sie sich weigerte, auf eine zweite Heirat einzugehen,“ und unbeirrt entwickelten die Schwestern eine lange traurige Erzählung, in der sie abwechselnd das Wort ergriffen, je nachdem Vergessenes nachzuholen war oder Rührung die Sprecherin übermannte.

Leonardi folgte den Schilderungen mit gespanntester Aufmerksamkeit. Für nichts anderes hatte er Empfindung, nicht für das Seltsame seiner Lage, nicht für die bäuerlich düstere Umgebung, nicht dafür, daß es dieselben Lumpenhändlerinnen, die einst sein Mitleid wachriefen, sein heiteres Kunstgenie herausforderten und nunmehr wie zwei in tiefer Abgeschlossenheit durch bittere Erfahrungen geläuterte Urbilder der Herzensgüte und Ehrenhaftigkeit vor ihm saßen und Scenen entrollten, die, obwohl zuweilen in barocke Formen gekleidet, ihn mächtig ergriffen, daß er in Ehrerbietung zu ihnen aussah.

„Und so ist es gekommen und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag,“ schloß Mamsell Zule bewegt, „da wird Ihnen ein Licht aufgegangen sein, daß die junge Witwe alle Ursache hatte, von einer Wiederverheiratung, und wäre ein Millionenbauer gekommen, wie sie zur Zeit hier herum in Saat schießen, abzustehen. Denn den Flecken, der an ihrem Namen haftet, auf einen Mann zu übertragen, der —“ und erregt fiel Leonardi ein: „Einen Mann, den Ihre Enthüllungen in seinem Entschluß nur bestärken

konnten, einen Mann, den die Hand Frau Margas doppelt beglücken würde, weil damit die Aufgabe ihm zufiele, mit der vollen Kraft seiner Seele an Mutter und Tochter zu süßnen, was ein grausames Geschick an beiden verbrach.“

„Das läßt sich hören,“ meinte Frau Lisbeth bedächtig, „und an uns soll es sicher nicht liegen, wenn Frau Marga morgen nicht anders über die Angelegenheit denkt.“

„Meine Zukunft, mein Erdenglück schwebt also zwischen Ihnen beiden,“ versetzte Leonardi, den alten Damen ungestüm die schwierigen Hände drückend, „bestimmen Sie es nicht anders, so bin ich morgen in der Frühe hier, um die Entscheidung, gleichviel wie sie lautet, in Empfang zu nehmen.“

Der Hammer der greisenhaften Wanduhr hob aus, um das Ende der Mitternachtstunde zu verkünden. Leonardi schickte sich zum Aufbruch an. Bis auf den Hof hinaus begleiteten ihn die Schwestern. Dort entließ Mamsell Zule ihn mit den Worten: „Nicht frühmorgens, sondern nachmittags. Wir hätten ohnehin darum gebeten. Da haben wir nämlich mehrere Schriftstücke mitgebracht, bei deren Prüfung Sie uns ein wenig zur Hand gehen könnten.“ —

Pünktlich stellte Leonardi sich zur anberaumten Stunde ein. Als habe sie ihn erwartet, stand Marga vor dem Eingange der Laube. Bei seinem Erscheinen stürmte Fränzchen ihm entgegen. Sie zu küssen, wie sonst stets geschah, wagte er nicht. Es war, als habe der Anblick der Mutter ihm die Brust zusammengeschürt. Gleichsam knabenhafte Schüchternheit spiegelte sich in den Zügen des einstigen tollen Himmelsstürmers und geschworenen Junggefellens, jener Ausdruck staunenden Unglaubens, als habe er sich einem unsäglichem Weltwunder gegenüber befunden. Zudem er aber, Fränzchen neben sich führend, näher trat und sein Los in Margas wehmütig erregtem Antlitz zu lesen glaubte, versagte ihm die Sprache. Anstatt sie mit Worten zu begrüßen, ergriff er die gebotene Hand, sie zum erstenmal an die Lippen hebend. Seiner Anebe kam sie in ihrer sanften Weise zuvor.

„Sie forderten nur meine Freundschaft,“ erklärte sie gedämpft und ein verheißendes Lächeln verschönte ihr mild erglühendes Antlitz, „ihm, der mich zu einem neuen Leben erweckt, mir und meinem Kinde ein treuer Hort sein will, biete ich mehr: Aufrichtige herzliche Zuneigung und Ergebenheit, getragen von den Empfindungen nie erlöschender Dankbarkeit“ — sie konnte nicht weiter sprechen; aber angesichts seines ausleuchtenden Entzückens küßte sie den Bestürzten und fügte leise hinzu: „Dem verehrten zukünftigen Gatten gilt es, dem treuen Vater meines Kindes.“

Jetzt erst kehrte Leonardis Fassung überwältigend zurück.

„Das soll Ihnen gesegnet sein,“ entwand es sich jubelnd dem überströmenden Herzen, „tausendfach gesegnet in Ihrer — in unserer Tochter, in meiner unermesslichen Liebe zu Ihnen beiden.“

„Ja, Fränzchen, dein Vater,“ lehrte Marga sich still beglückt der verwunderungsvoll aufschauenden Kleinen zu, „du beneidetest andere Kinder so oft um einen Vater, jetzt siehst du ihn vor dir, den Vater, der uns nie verläßt, und dem du, wie mir, nur Freude bereiten wirst.“

Die beiden Schwestern, die neugierigen Kindern ähnlich, solange auf der Lauer gestanden hatten, vermochten nicht länger an sich zu halten. Förmlich berauscht durch das Ergebnis ihrer warmen Vermittlung traten sie heran, und wenn je innige Glückwünsche die junge Witwe und ihren Auserkorenen grüßten, so geschah es, als sie den reichsten Segen des Himmels auf sie herabbeschworen, sogar das störrische Gebaren des Esels in dem Chausseegraben als eine Eingebung von oben priesen.

„Und jetzt an die Arbeit,“ hieß es, sobald die Gemüter sich einigermaßen beruhigt hatten, und in ihren Bewegungen verriet sich, daß sie die Zeit nicht erwarten konnten, ein seit Jahren im stillen fanatisch geplantes Werk endlich durch den letzten Abschluß zu krönen.

Während Fränzchen beauftragt wurde, dem alten Stoffel im Garten Gesellschaft zu leisten, begaben alle sich in das düstere Wohnzimmer. Margas erster Blick fiel auf mehrere Schriftstücke, die geöffnet

selig — ausbedungene Zeit erreichte vorgestern ihr Ende, und damit ist die Scholle, auf der wir unser Lebenlang schufteten und uns abraderten wie der elendeste Tagelöhner, unser unbestrittenes Eigentum geworden. Sehen wir uns nunmehr auf unser Anteileil, so haben wir's redlich verdient, zumalen die Mittel dazu vorhanden sind. Wir haben nämlich den ganzen Krempel bis auf einen Morgen Land hart an der Chaussee an jemand verkauft, der schon längst ein Aug' drauf hatte. Da ging der Handel glatt von statten und wir gelangten in den Besitz von zweimalhundertundsiebenundzwanzigtausend Mark, bis auf eine mäßige Hypothek auf der Reichsbank niedergelegt.“

Hier säumte sie, um sich an dem Erstaunen Margas und Leonardis zu weiden, und seltsam geschäftsmäßig fuhr sie fort: „Ausbedungen haben wir außerdem für uns, bis zu Ende Mai nächsten Jahres hier wohnen zu bleiben. Unterdessen richten wir uns für alle Zukunft ein. Der uns gebliebene Landrest ist bereits ausgemessen, der Plan zu einem zweistöckigen Hause längst fertig, und der Kontrakt mit einem Baumeister abgeschlossen. Dieser Tage erscheinen Arbeiter, um das Fundament auszuheben, Steine und sonstiges Zubehör werden angefahren, da dauert's nicht lange, bis unser Herzblättchen, eigentlich unsere Enkelin, mit ihren kleinen Händen den Grundstein zu der Villa Fränzchen legt, die noch vor Winteranfang unter Dach kommt. So haben wir alles ausgespekuliert und uns darauf gefreut, seitdem das liebe Dingelchen uns zum erstenmal Tante titulierte.“

„Ferner kommen Arbeiter, um das Stüchchen Land zu rajolen und in einen Garten umzuwandeln und die jungen Obstbäume von hier nach dorthin zu verpflanzen, auf daß wir unsere Arbeit haben, so lange das Leben uns noch beschieden ist. Die Blumenbeete wird natürlich die zukünftige Frau Leonardi wieder auf sich nehmen, und darin ist sie eine große Hand —“

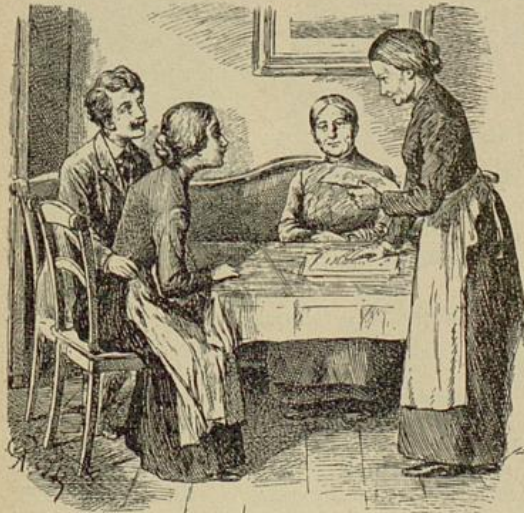
„Ich gedachte, eine bescheidene Wohnung in der Stadt zu mieten,“ fiel Leonardi ein.

„Abwarten,“ unterbrach Frau Lisbeth ihrerseits streng, „in der Parterrewohnung richten wir beiden Alten uns ein und zwar mit allen Möbeln und Scharfeten, zwischen denen wir alt und grau geworden sind, auf daß wir uns nicht wie bei fremden Leuten fühlen.“

„In die obere ziehen dahingegen Leonardis ein, deren Hochzeit mit der Einweihung der Villa zusammenfällt,“ ergänzte Mamsell Zule, „und ich vermute, unser Hausmütterchen ist damit einverstanden, daß wir auch fernerhin alle miteinander unter demselben Dach beisammen bleiben. Und nunmehr noch einige Briefe,“ grollte sie, zwischen den Papieren blättern, „Wische, in denen es auf unser Fränzchen abgesehen ist —“

„Unmöglich!“ rief Marga entsetzt aus.

„Keine Not,“ hieß es zurück. „Nachdem uns kund geworden, daß der Kerl, namens Fleder, sogar über die Gartenhecke hinweg unsere Frau Marga be-



Mamsell Zule, als die Schriftkundigere, hatte die Papiere vor sich hingezogen.

auf dem Tisch lagen. Deren Bedeutung erriet sie leicht. Hätte es sie tags zuvor noch erschüttert, so harrie sie jetzt mit einem unendlich wohlthuenden Sicherheitsgefühl der kommenden Dinge.

Mamsell Zule, als die Schriftkundigere, hatte die Papiere vor sich hingezogen, und das oberste emporhebend, begann sie, nach gemeinsamem eingehenden Studium mit der Schwester wohl vorbereitet, überaus feierlich: „Die gestrige Plunderfuhr war also die letzte. Die von unserem Vater — Gott hab' ihn

ängstigte, zogen wir einen Rechtsanwalt zu Rate, und der erklärte sich bereit, sofort einzuschreiten, wenn solche Bedrängnisse sich wiederholen sollten —

„Was nunmehr überflüssig geworden,“ warf Leonardi geringschätzig ein, „Fränzchen ist von jetzt ab meine Tochter, darin liegt alles.“

„Alles,“ bestätigte Frau Lisbeth, während Marga ihm einen Blick innigen Dankes zusandte.

„Alles,“ pflichtete Mamsell Zule bei und griff zu einem umfangreichen Schreiben, „ja, alles, und jetzt noch eine Hauptsache. Da wir beiden Alten nicht ewig leben, das viele Geld ebensowenig mit fortnehmen könnten, wie wir verständen, es in dem noch vor uns liegenden Lebensrest angenehm zu verpußen, so haben wir Schwestern im Einverständnis miteinander unsere Verfügungen getroffen und von einem Rechtsanwalt in Schick bringen lassen, so daß sie nach unserem Tode nicht angetastet werden können. So lange wir denken, gingen die Leute uns aus dem Wege. Wie den Verwandten, ließ auch anderen wider die Ehre, mit dem Plunderpack zu verkehren oder sich gar zu befreunden. Man verachtete uns. Derohalben blieben wir vereinsamt mit unserem Geschäft und verbitterten, daß wir allen Menschen, die uns nicht für voll ansahen, gram wurden. Da war denn unsere Frau Marga die erste, die uns recht herzliche Liebe zutrug und uns wieder mit der Welt ein wenig ausöhnte. Der zweite, der uns von wegen des schmuddeligen Gewerbes nicht verachtete, uns wie seinesgleichen behandelte, und sich so munter in unserer Gesellschaft bewegte, als wäre er zwischen uns herangewachsen, ist der Herr Leonardi; das aber soll ihm in unseren Gräbern nicht vergessen sein. Dieweilen aber die beiden Herrschaften Einwendungen dagegen erheben könnten, zwei einfache Weibslentchen zu beerben, haben wir unser Herzblättchen, den lieben Sonnenschein für uns alle, zu unserer Universalerin — wie der Rechtsanwalt es aufschrieb — ernannt, und zwar so, daß ihr schon bei unseren Lebzeiten die Hälfte der Zinsen als Beitrag zu einer vornehmen Erziehung und Ausbildung zufällt —“

„Sie besitzen Verwandte — Ihnen näher Stehende —“ fiel Marga erschrocken ein.

„Ja, die es aber nicht um uns verdient haben, daß wir sie bedenken,“ entschied Frau Lisbeth energisch, „und wer stände uns wohl näher als diejenigen, denen wir so viel Freude und Liebe verdanken. Um indessen deren Lästermäuler zu stopfen und böse Nachreden abzuschneiden, haben wir ihnen Legate — wie es in dem Testament heißt — vermacht, und damit fertig.“

„Ja, damit fertig,“ bekräftigte Mamsell Zule mit etwas belegter Stimme; „ist es uns aber nicht vergönnt, das süße Dingelchen noch einmal im Brautkranz zu sehen, so können wir wenigstens mit dem Gedanken zur letzten Ruhe gehen, daß sie mit ihren kleinen Händchen uns die Augen zudrückt, uns nachweint und die wahrhaftige Liebe zu den beiden queren Alten auf Kinder und Kindeskinde vererbt —“

sie konnte nicht weiter sprechen. Erbsengroße Tränen entquollen ihren wie der Schwester Augen. Sie saßten sich erst wieder, als Frau Marga, von ihren Empfindungen überwältigt, vor ihnen kniete und trotz des heftigen Sträubens ihre schwieligen Hände küßte.

„Darf ich hereintommen?“ ertönte hinter ihr ein feines Stimmchen. Gleich darauf hatten die beiden Alten Fränzchen zwischen sich, und wenn nunmehr von neuem Tränen flossen, so waren es solche der Freude und des erhebenden Gefühls, nicht umsonst gelebt, geschuftet und sich abgerackert zu haben. —

Alte und Junge.

Von Eva Gräfin von Baudissin.



Ginerlei! Wenn die Spaten so schirpen, gibt's Regen! Bleib nur zu Haus, die »Marie-Luise« soll morgen abgehen; wir haben noch viel zu tun!“ Der alte Schiffsvreder Boldsen tauchte die Feder ein, rechnete, verglich und schrieb weiter, der junge Boldsen stand immer noch am Fenster und sah mißmutig hinaus. Diese Tyrannei — nein! Es war unerträglich! Weshalb war er nicht draußen geblieben? Da konnte er doch über sich selbst bestimmen, brauchte nicht über jede Minute Rechenschaft abzulegen und sich nicht wie ein Kind behandeln zu lassen! Dem Vater zuliebe, der den Sohn mit aller Vorsicht und Umständlichkeit, die seinen Jahren eigen war, in das alte Geschäft einführen wollte, war er zurückgekommen, nur ihm zuliebe — wie er jetzt behauptete. In Wirklichkeit hatte ihm die strenge Zucht in London wie in Chicago recht wenig gepaßt, und er hatte oft genug, wenn auch gänzlich ohne Erfolg, gegen die Härte seiner Chefs revoltiert, die auf ihrem Recht bestanden und von der üblichen Arbeitszeit niemals abließen. Da hatte

er gedacht, daß er denn schließlich doch zu Hause eine andere Stellung einnehmen könne als späterer Besitzer, und daß doch allmählich die Zügel in seine Hand gleiten würden. Die Entfernung mochte ihm wohl die Strenge des Vaters gemildert haben. Schon als sie nach kaufmännischer Art den Kontrakt aufsetzten, der die Bedingungen für ihr Zusammenarbeiten enthielt, bemerkte der Sohn mit Schrecken, daß er nur der erste Commis seines Vaters sein sollte — weiter nichts. Erst als er energisch erklärte, sich schon vor den übrigen Angestellten gegen diese Demütigung sträuben zu müssen, ließ der alte Kneeder sich herbei, ihm Procura zu erteilen. Doch war seine Unterschrift allein nicht gültig, der Vater mußte gegengezeichnet haben.

Auch sonst empfand er bitter die Beschränkung, die ihm in jeder Weise auferlegt wurde. Er durfte nicht kommen und gehen, wie er gehofft hatte, er sollte morgens da sein, wenn das Kontor geöffnet wurde, und abends bleiben, bis die Hauptbücher in den Geldschränken verwahrt wurden und man ihm die Schlüssel einhändigte. Heute hatte er den Mut gefunden, zu erklären, daß er sich am Nachmittag zu einer längeren Reitpartie verabredet habe, und das ruhige „Nein“ des Vaters reizte ihn aufs äußerste. Er drückte die Stirn gegen das Fenster, als wollte er sich gegen die ewige Bevormundung stemmen, — aber sich offen dem väterlichen Willen zu widersetzen, das wagte er nicht,

das gestand er sich selbst mit peiniger Selbstverachtung. Ihm war, als fühle er die kalten, durchdringenden Augen im Rücken, und er wußte im voraus, daß er ihrem abweisenden Blick nicht standhalten konnte. Die innere Wut verzehrte ihn fast, und was er da unten vor sich sah, hob seine Stimmung auch nicht: Fässer, Ballen, in Stroh gewickelte Maschinenteile, große Kisten — das alles hingelagert hart am Bollwerk, von häßlichen Schuppen umsäumt und in der Spiegelung des langsam fließenden Flusses ein einförmig grauer Himmel, der alle Farben dämpfte und dem ganzen Bilde etwas Starres, Totes verlieh. „Hinrich, geh mal mit dem Träger hinter, er sagt, die Kisten stimmen nicht,“ befahl der Kneeder.

Hinrich hatte der Verhandlung hinter ihm mißmutig gelauscht, nun drehte er sich langsam um,

nahm seinen Hut vom Nagel und schritt dem Arbeiter voran.

Der alte Kneeder sah ihm nach. Was für Menschen heutzutage! Gleichgültigkeit, solange es sich nicht um Vergnügungen handelt, keine Teilnahme, keine Liebe zum Geschäft, zur alten Firma, der seine Gedanken unablässig, seit fünfzig Jahren, Tag und Nacht galten. Der einfache Arbeiter, der eben in den gebräuchlichen Kniehosen und dem schwarzen Leinenrock vor ihm gestanden hatte, besaß mehr Interesse für die Firma als sein eigener Sohn. Der betrachtete das Ganze nur als Störung seiner Ruhe, als unangenehme Unterbrechung seiner Neigungen, — die Arbeit war Nebensache, Spielerei, aber das Geld

solte doch herbeistießen und ihm die Taschen füllen.

Boldsen merkte, daß ihn sein Ärger fortrif. Aber wenn er die nachlässigen Bewegungen seines Sohnes betrachtete, und ihn so langsam die Treppen hinuntersteigen hörte, statt daß er über die Stufen flog, um unten Ordnung zu schaffen, so mußte er an sich halten, um ihn nicht zu züchtigen wie als Knaben, wenn er das schlecht angepflochte Boot hatte fortreiben lassen oder die Bücher morgens aufgeweicht im Garten lagen. Herrgott, warum mußte er, gerade er mit solch einem Sohn gestraft werden, gerade er, dem seine Arbeit über alles ging, der unermülich mit dem geringen Kapital aus bescheidenen Anfängen die Kneederei zu einer weltbekannten, angeesehenen



„Boldsen, ein Licht ist dein Sohn nicht.“

entwickelt hatte und vom Morgen bis zum Abend hinter seinem schäbigen schwarzen Pult saß! In der Atmosphäre von Fleiß und Sparsamkeit und soliden Ideen war der Junge groß geworden, man hätte annehmen können, daß die Achtung vor Arbeit mit ihm zusammen aufwachsen würde. Aber ihm fehlten Ehrgefühl und Stolz, das Ansehen und Wachsen der Firma galten ihm nichts. Wie er sich zu einem Beruf entscheiden sollte, hatte der Vater mit geheimer Herzensangst ihm gesagt: „Hast du aber ausgesprochene Neigung zu einem anderen Stand, so erkläre dich offen! Ich will dir nicht im Wege sein,“ — und gelassen hatte Hinrich erwidert: „Wahr! Ich werde Kaufmann, — im Grunde genommen ist es mir doch gleichgültig, was ich bin!“

Da erstarb in Boldsens Brust jede Freude, und er hätte gewünscht, der Sohn würde in heißem, un-

beseigbarem Drängen einen andern Lebensplan entworfen haben, und hätte auch dieser seine Wünsche gekreuzt.

„Boldsen, ein Licht ist dein Sohn nicht,“ meinte Senator Wilken gutmütig lachend, in dessen Kontor Hinrich die schweren Lehrlingsjahre durchmachte.

„Wenn er nur pflichtgetreu und ehrlich ist,“ hatte der alte Kneeder erwidert, „kaufmännische Genies können wir ja nicht alle sein!“

Aber trotz seines Spottes wurmte ihn das Urteil. Brachte man einer Arbeit Liebe entgegen, so entwickelte sich doch unwillkürlich das Verständnis und die Urteilskraft für sie, er hielt Hinrichs Mangel an Ueberlegung und Scharfsinn daher mehr für Gleichgültigkeit als für Beschränktheit, und hoffte immer noch, ihn allmählich aufwachen zu sehen. — Ins Ausland gingen stets alle jungen Kaufleute; sie erweiterten ihren Gesichtskreis, lernten fremde Geschäfte kennen und knüpften oft langwährende Verbindungen an. Auch Boldsen jandte Hinrich fort; je mehr er einsehen lernte, welche Bedeutung der Handel hatte und welchen Wert man einem angesehenen Kaufmann beimaß, um so besser und höher würde er seine Stellung schätzen, zugleich aber auch begreifen, daß man heutzutage Kopf und Hände brauchen muß, um vorwärts zu kommen, und daß man die Arbeit, die etwas einbringen soll, packen und nicht loslassen darf. Aber Hinrich kam zurück mit unbelebten Mienen, die langen Glieder in modernsten Kleidern, die Hände noch immer bequem in den Hosentaschen. Wie Boldsen schon diese Angewohnheit haßte! Sie war ihm ein Beweis langsamen Zugreifens, arbeitscheuer Abwehr. Und wie sich Hinrich äußerlich wenig verändert hatte, so schien sich auch sein Charakter und sein Gemüt kaum entwickelt zu haben.

An all das dachte Boldsen, während er die Zahlenreihen nachrechnete und Geschäftsbriefe aufsetzte. Immer wieder kehrte er zu Hinrich zurück, als habe er doppelte Sinne und könne sich in seine Sorgen vertiefen, ohne auch nur einen Augenblick seinen Vorteil außer acht zu lassen. Er war streng und un-nachsichtig, er wollte den Sohn zwingen zu Gehorsam und Pflichteifer. Aber Hinrich wollte die gute Absicht nicht erkennen, er lehnte sich auf gegen die stete Bevormundung, und so saßen sie sich wie zwei Fremde an ihren Pulken gegenüber, gleich als Vater und Sohn kenntlich und in Wesen und Art verschieden wie Menschen feindlicher Rassen.

„Nun?“ fragte Boldsen, als Hinrich eintrat und wortlos zu seinem Stuhl ging.

„Er hat recht, zwei Kisten »Koda« fehlen,“ kam es ruhig zurück.

„Wie? — was?“ — Der Kneeder warf die Feder hin und sprang auf. Koda hieß das von Finnland importierte Rohharz und repräsentierte einen ziemlich hohen Wert.

Hinrich zuckte die Achseln.

„Zwei Kisten, sagst du? und setzt dich ruhig hin? Müdest du nicht die Güte haben, dich darnach umzusehen?“

„Was soll ich dabei tun?“ fragte Hinrich mit verächtlich verzogenen Lippen. „Soll ich sie suchen? Vom Haparanda-Teer sind auch fünf Fässer zu wenig, der Träger meint —“

Der Alte unterbrach ihn zitternd vor Wut: „Das scheint dir also kaum der Rede wert, daß wir befohlen werden, daß man uns auf der Nase herumspielt?“

„Reg dich doch nicht so auf um ein paar Fässer Teer!“ antwortete Hinrich. „Der Arbeiter sieht im Lagerschuppen nach, da werden sie schon liegen.“ — „Und wer hat die Fracht für die »Marie-Luise« ausgegeben?“

Hinrichs Wangen röteten sich langsam. „Ich,“ sagte er kurz.

Der Alte lachte laut auf. „Das konnte ich mir ja denken! Der jüngste Laufburjche würde das genauer und gewissenhafter besorgt haben als du! Bloß fünf Fässer und zwei Kisten fehlen! Nicht der Rede wert! Weshalb sich darum aufregen? Ist ja ganz egal, ob es heißt: die Fracht stimmt oder stimmt nicht, — vielleicht ein kleiner Schreibfehler in den Kommolements, — bei Boldsen & Komp. kommt es nicht so genau darauf an.“

Er schalt immer weiter, ihm war die Gelegenheit recht, sich alles vom Herzen herunter zu reden, was sich allmählich angehäuft hatte.

Hinrich blätterte in seinen Büchern und nahm nicht mehr die geringste Notiz vom Vater.

Der blieb endlich dicht vorm Pult stehen: „Nun, wird's bald?“ schrie er mit heiserer Stimme.

Hinrich sah ihn verständnislos an.

„Nun — zum Schuppen, mach, daß du hinkommst! Oder soll ich dir etwa helfen?“

In Hinrich wuchs langsam der Zorn. Wie ein Kind wurde er behandelt und gescholten, und hinter der gelblackierten Tür standen natürlich die Commis und Lehrlingen und freuten sich über seine Niederlage. Er wollte endlich dem Alten zeigen, wer er sei, und sich bei ihm, zugleich aber auch bei den Untergebenen Respekt verschaffen. Nur ruhig bleiben, ruhig, der Besonnenere ist immer Sieger in solchen Kämpfe! Er rang seine Aufregung nieder, schob sein Schreibgerät hin und her und sagte fest und jedes Wort betonend: „Ich gehe nicht, Vater! Bitte, schicke einen anderen hin. Ich will mich umkleiden und um sechs Uhr fortreiten.“

Boldsen starrte ihn an. Hörte er recht, — war das sein Sohn? Offen wagte er, sich seinem Befehl zu widersetzen, seinen Willen zu ignorieren? Also jowie es sich um sein Vergnügen handelte, konnte sogar dieser Schwächling energisch werden? Für solch eine Heldentat sparte er sein Selbstbewußtsein auf, — nur die Schmälkung seines Wohlbefindens entriß ihn seiner Seelenruhe? Es war zum Lachen, wirklich zum Lachen! Aber das Lachen wurde fast erstickt von gurgelnden Tönen der Wut, als Hinrich sich nun erhob, dem Vater zunickte, seinen Hut nahm und hinausging.

Der alte Boldsen kehrte an sein Pult zurück und

jant auf den harten, unter seiner Last aufstreichenden Schreibbock nieder. So weit war es also gekommen! Dafür hatte er gearbeitet Tag und Nacht, für diesen Undankbaren sich abgemüht! Und in das von ihm mühsam vorwärts geschobene Boot sprang mit leichtem Sinn und Fuß der andere, der Junge, und bewegte es nach seinem Willen vorwärts, rückwärts, als habe er allein sich freie Fahrt geschaffen, und brauche weder den Rat noch die Hilfe des alten Steuermannes! Undankbar — undankbar!

Wie konnte er sich gegen diese Vererbung wehren? Sollte er den Jungen fortschicken, enterben? Ihn entmündigen, in eine Irrenanstalt bringen lassen? Was würde das helfen? Nach seinem Tode fiel ihm doch ein großer Teil seines Vermögens zu, und normale Menschen kann man nicht ohne weiteres in eine Zelle stecken. Aber ungefragt durfte er doch diese Tat nicht hingehen lassen, irgend etwas mußte geschehen, um ihm zu zeigen, daß sein Trotz erfolglos und lächerlich sei. — Wieder trat der Träger, mit dem er schon vorher verhandelt hatte, ins Zimmer; die Mütze hielt er zwischen beiden Händen und sah prüfend an sich herunter, ob auch nichts in Unordnung sei. Der dicke wollene Strumpf hatte sich unter dem Knieeinbleid etwas verschoben und das Band an einem der schweren Lederschuhe hatte sich gelöst. Rasch half er den Schäden ab, ehe er sich näherte.

Bolbsen hob das Gesicht zu ihm auf, es war aschfahl, die Augen verstört: der Mann erschrak; so hatte er seinen Herrn noch nie gesehen. Aber der Needer schien ihn kaum zu bemerken, und furchtsam begann der vor ihm Stehende: „Ich wollte nur sagen, Herr — der junge Herr hat mir keine Schlüssel gegeben — und ich dachte, der Schuppen sei offen, weil noch gearbeitet würde!“

Bolbsens Gedanken kamen in die Wirklichkeit zurück. Das also auch noch: der Mann da hatte den halben Nachmittag unnütz verannt und die Unordnung war immer noch nicht aus der Welt geschafft! Aber sein Ärger hatte den Höhepunkt erreicht, eine Steigerung konnte es nicht mehr geben; verhältnismäßig ruhig rief er einen seiner Angestellten aus dem Nebenraum herbei und beauftragte ihn, den Arbeiter zu begleiten.

Dann versuchte er zu schreiben und seine Teilnahme wieder seinem Geschäft zuzuwenden, aber er war wie erschlaft und seine Hand sank ihm immer wieder untätig aufs Knie, während seine scharfen Augen sich wie fragend in eine Zukunft richteten, die seit heute für ihn etwas Drohendes angenommen hatte.

Hinrich war schnell nach Hause geeilt. Seit die Festigkeit seines Vaters ihn zum Ungehorsam aufgestachelt hatte, beschloß er, nun auch die Gelegenheit auszunützen und rechtzeitig beim Ausbruch zu erscheinen. Zuerst durchrieselte ihn warm die Genugtuung seiner Tat, dann freute er sich auf das Vergnügen, und beides genügte, um seinem Schritt etwas Elastisches, Frisches zu geben und seine meist stumpfen

Mienen zu beleben. Er vollendete rasch seine Toilette und besah sich im Spiegel: wirklich, wenn er sich den Schnurrbart rechts und links zur Seite bürstete, statt ihn so schlapp herunterhängen zu lassen, so sah er viel jünger, viel vorteilhafter aus! Die alte Haushälterin war ganz erstaunt, als er singend, die schlanke Gerte in der Hand, die Treppe hinunter sprang und ihr von unten auf ihre Frage vergnügt zurief: „Nein, nein, Mutter Janzen, eßt nur eure Spargeln selbst, ich bleibe unter irgend einem Fliederbaume draußen sitzen.“

„Ach, der alte Junge,“ dachte sie gerührt, „endlich freut er sich des Lebens! Wenn er wüßte, wie schnell die Jugend vorüber ist!“

Nein, an Vergänglichkeit dachte er nicht, als er durch die Straßen ging, — aber des Lebens freute er sich wirklich! Über allen Gartenmauern hingen blühende Fliederzweige und Goldregen, warme, weiche Luft hatte sich zwischen den hohen, altmodischen Siebeln eingefangen und auf den spitzen Kirchtürmen blühten die Hähne in der Abendsonne. Hinrich hatte seine Vaterstadt bis dahin kleinstädtisch und eng und unbedeutend genannt, — heute gefiel ihm alles: die roten Dächer, die jauchzenden, unbekümmerten Kinder und der klare, blaue Himmel, der nirgends in der Welt wieder so rein und klar aussah wie hier. Hängt man doch mehr mit seiner Heimat zusammen, als man selbst weiß? Noch nie war er sich der Zugehörigkeit zu der kleinen Stadt so bewußt geworden wie heute!

Vor dem Hause eines Bekannten standen die Pferde bereit, von allen Seiten kamen nun die Teilnehmer herbei. Man half den Damen in die Sättel, dann stiegen die Herren auf, und im Schritt ging es über das Pflaster zum Tor hinaus. Natürlich sahen ihnen viele Blicke nach, und manch bewunderndes, manch neidisches Wort folgte ihnen.

„Denken Sie nur, ich habe immer eine Art schlechten Gewissens, wenn ich sehe, daß andere arbeiten, während ich mich amüsiere,“ sagte ein blondes Mädchen zu Hinrich.

Er lachte: „Ihre Pflichten werden Sie doch heute schon erfüllt haben, gnädiges Fräulein,“ antwortete er frisch. „Ihre Schuld ist es ja nicht, wenn sie weder besonders zahlreich noch schwerwiegend sind, — es kommt nur darauf an, wie man sie erfüllt! Das ist dann persönliches Verdienst und das wieder erwirbt sich Anspruch und Recht auf eine Belohnung.“

Er stockte. Ihm stieg plötzlich eine Erinnerung an seine eigenen Pflichten auf. Aber die junge Dame fand Trost in seinen Worten.

„Das ist wahr,“ sagte sie mit einem leisen Seufzer der Erleichterung. „Meine Arbeiten habe ich verrichtet. Aber ich will mir vornehmen, sie nun immer recht, recht genau auszuführen, um späteren Gewissensbissen zu entgehen. Denn sehen Sie, was sind meine kleinen, im Grunde doch nutzlosen überflüssigen Beschäftigungen gegen das schwere, mühsame Tagewerk dieser Frauen?“ Sie wies auf eine Gruppe Arbeiterinnen, die mit Schaufel und Hacke von den

Feldern zurückkehrten. Ihr Gesicht war dabei so ehelich betrübt, daß Hinrich sie wieder aufrichten mußte.

„Gott oder die Allmacht, oder — ganz modern und am allgemeinsten ausgedrückt — die Verhält-



„Denken Sie nur, ich habe immer eine Art schlechten Gewissens, wenn ich sehe, daß andere arbeiten, während ich mich amüsiere.“ sagte ein blondes Mädchen zu Hinrich.

nisse haben jeden an seinen Platz gestellt, und jeder muß sich mit seinem Los abfinden. Haben jene die größere Mühe, drückendere materielle Sorgen, so soll sich bei uns besser Bedachten die Verantwortung verschärfen, daß wir unsere Kräfte und Mittel ebenso weitgehend für das Allgemeinwohl ausnützen. Können wir das große Elend der Welt auch nicht ganz beseitigen, so kann und soll jeder versuchen, von seinem Platz aus zu helfen und es zu lindern.“

Wieder brach er ab. Er schämte sich ein wenig der Phrasen, die nicht innerster Überzeugung entsprangen, sondern die der Augenblick und die Gelegenheit ihm auf die Zunge legten. Aber dem blonden Mädchen an seiner Seite stieg kein Zweifel an seiner Aufrichtigkeit auf. Sie sah mit nachdenklichen Augen zu ihm empor und sagte langsam: „Wie wenig man doch seinen Nächsten kennt! Ihnen hätte ich am allerwenigsten eine so ernste Lebensauffassung zugetraut.“

Hinrich lachte etwas ärgerlich: „Das klingt wenig schmeichelhaft für mich, mein Fräulein! Sie kennen mich ja fast gar nicht — warum also nur Unvorteilhaftes annehmen?“

Das junge Mädchen öffnete die Lippen zur Entgegnung, dann aber besann sie sich eines Besseren, und unauffällig drängte sie ihr Pferd zwischen die einiger Freundinnen, so daß sie von Hinrich getrennt wurde.

„So sind sie alle: unzuverlässig und glatt wie Aale,“ dachte er ungalant. „Will man von ihnen eine aufrichtige Antwort, so machen sie sich eiligst davon.“

Eine Weile war ihm die Laune verdorben, dann beschloß er, sich von dem kleinen Zwischenfall nicht stören zu lassen. Er hatte sich dies Vergnügen ja teuer genug erkauft, denn unwillkürlich beischlich ihn dann und wann ein leises Grauen, wenn er sich die Folgen seiner Handlung vorstellte. Ach was — schließlich konnte ihm sein Vater nur die Tür weisen, und wer weiß, wozu das gut wäre? Es konnte ja auch ein fester Beschluß Gottes oder der Allmacht sein, dachte er spottend, — weshalb sollte er nicht an die Lehren glauben, die er selbst verbreitete?

Zufällig trafen ihn gerade die Augen seiner Begleiterin, aber sie wandten sich kühl ab. Hinrich biss sich auf die Lippen; es war ja, als könne sie seine Gedanken lesen, als wüßte sie nun, daß sie ihn doch zuerst richtig beurteilt hatte.

Mit Gewalt zwang er sich, heiter und unbefangen zu sein, und als sie auf den weichen, an zartgrüne Felder grenzenden Waldwegen entlang trabten, sagte einer der Herren: „Goldsien, Sie kennt man gar nicht wieder! Haben Sie was Angenehmes erlebt, vielleicht ein Niesengeschäft abgeschlossen?“

Vor Hinrichs Blicken tauchten die verschwundenen Teerfässer auf, ihr Geruch verdarb ihm fast die Frühlingsluft. Und doch waren sie das Sprungbrett gewesen, von dem aus er sich kopfüber in neues Fahrwasser gestürzt hatte! Denn daß es für ihn kein Umkehren gab, stand fest. Wie ein Kind um Verzeihung betteln? Dann wäre ein- für allemal sein Wille gebrochen gewesen!

So antwortete er fröhlich: „Jawohl, ein Niesengeschäft! Sie werden bald sehen, wie sich nun mein Leben ändern wird!“

„Sie ritten ja vorhin neben Susanne Gofler,“ sagte ein junger Herr, den Hinrich von allen am besten kannte. „Wissen Sie, daß ihr Vater nun doch liquidieren muß? Heute auf der Börse sprach man allgemein davon. Die Familie ahnt wohl, wie schlecht seine Verhältnisse sind, — er konnte ja das Spekulieren nicht lassen. Aber von dem nahen Zusammenbruch weiß sie noch nichts.“

„Armes Mädchen,“ meinte Hinrich bedauernd, die schlante Gestalt vor ihm betrachtend. „Gibt es denn kein Mittel mehr, das Unglück abzuwenden?“

Der andere schüttelte den Kopf. „Sein Kredit ist erschöpft, und es gibt wohl keinen unter seinen Bekannten und Freunden, dem er nicht eine größere oder kleinere Summe abgeborgt hätte, — das ist natürlich auch alles verloren. Und Sie können sich denken, daß man nun kein Mitleid mehr mit ihm hat, — Kaufleute brauchen ihr Geld selbst, in dem Punkte hört die Freundschaft auf.“ — Armes Mädchen, dachte Hinrich wieder. So ahnungslos, so harmlos ihr Leben genießend, was wird ihr Los morgen sein? Wo bleiben dann die Freundinnen die sie jetzt mit Liebe und Zärtlichkeit verwöhnen, wo

die Verehrer? Er kannte die Menschen genau genug, um zu wissen, daß kaum eine Seele ihr treu bleiben würde, sobald das Unglück über sie hereinbräche. Er, der schon Eingeweihte, wollte ihr zeigen, daß es für sie auch noch in der Not Freunde gäbe!

Es gelang ihm, wieder in ihre Nähe zu kommen, und ihr stummer Widerstand wurde allmählich durch seine gleichmäßige Liebenswürdigkeit bezwungen. Sie gewann wieder Mut, offen mit ihm zu sprechen.

„Ein famoser Junge, der Bolbsen,“ äußerte man über ihn. „Er weiß genau um Goflers Bescheid, nun ist er doppelt aufmerksam gegen die Tochter, — unter seinem Phlegma steckt doch ein anständiger Charakter.“

In einem kleinen Dorf, das unberührt vom Weltengange in seiner Abgeschlossenheit lag, machte man Halt; auf den Tischen der Buchenlaube wurde ein appetitliches Mahl serviert, und alle aßen mit einem Hunger, als seien sie mehrere Tage unterwegs gewesen. Den Wirten machte das Wohlbehagen der Gäste Spaß, ebenso daß ihre täglichen einfachen Speisen soviel Anklang fanden. „Wenn Se so gaud arbeiten könnt as eeten, so möt dat ja bi Se steden,“ sagte die Frau Wirtin lachend zu Hinrich. Ein schallendes Bravo von allen Seiten war ihre Antwort: es war nur zu bekannt, daß der alte Needer, der Unermüdlische, über die Trägheit des Sohnes klagte, noch immer nannte man diesen, so wie zu seinen Schulzeiten — den „Drückeberger!“

Hinrich mußte gute Miene zur Neckerei machen: „Erlauben Sie mal,“ verteidigte er sich, „ich habe mein Abendbrot wohl verdient! Wenn ich auch manchmal kürzere Zeit arbeite als andere, so arbeite ich dafür energischer, genauer, pflichttreuer und — und —“ „Langsamer,“ half ihm ganz ernsthaft ein Bekannter aus.

Der Beifall wiederholte sich noch stärker als vorher, und die Wirtin, von der allgemeinen Fröhlichkeit ermutigt, gab noch eine ihrer Beobachtungen preis. Sie klopfte Hinrich auf die Schulter und sagte: „Je, ja, je, ja, wenn man mit sich süßst tauftreden is, denn so kümmt man am widsten up de Jrd.“

Hinrich sah scharf zu Susanne Gofler hinüber, sie lachte nicht mit, sie blickte mit zusammengezogenen Brauen auf ihren Teller. Wie mußte sie ihn verachten: gute Lehren wie ein Wanderprediger hatte er ihr gegeben, und nun hörte sie aus aller Munde, wie man über ihn dachte: feige und faul — die beiden häßlichsten Eigenschaften, die ein Mann haben kann — ihm sagte man sie nach! Er hätte in diesem Augenblick seine ganze Vergangenheit auslöschen mögen. Er schämte und verdamnte sich in einem Atemzuge. Hatte nicht die Welt recht, und ebenso sein Vater: darf nicht der nur seinen eigenen Weg gehen, der durch Tüchtigkeit und Fleiß moralischen Halt gewonnen hat, — war es nicht eine grenzenlose Selbstüberhebung, daß er, der so wenig leistete, und auch das noch mit innerem Widerstreben, sich gegen die zwingende Hand seines Vaters wehrte?

Verdiente er nicht, daß man ihn noch wie einen Schultnaben zwang, — würde er nicht seine Freiheit mißbraucht haben?

So unreif, so unsagbar klein kam er sich vor, daß er den gutmütigen Spott der Wirtin unerwidert ließ, sie sprach ja die Wahrheit. Er wäre nicht im Stande gewesen, ihr mit einem Scherz zu antworten.

War es Zufall? Jedenfalls von ihm kein herbeigeführter, beabsichtigter: Susanne Gofler ritt während des ganzen Rückweges neben ihm, und in ihrer ruhigen, unbefangenen Unterhaltung überwand er allmählich das drückende Gefühl seiner Selbsterkenntnis. Sie hatte eine so selbstverständliche Art zu sprechen, daß man sich förmlich ausruhte, wenn man ihr lauschte, — wie Frieden ging es von ihr aus. Früher hatte Hinrich sie wenig beachtet, sie war nicht hübsch, nicht besonders geistreich, und wenn sie auch schon durch die Stellung ihres Vaters eine gewisse Rolle in der Gesellschaft mitspielte, so gehörte sie doch keineswegs zu den begehrtesten, den Hauptmagneten, denen auch Hinrich sich natürlich in eitler, oberflächlicher Weise am meisten genähert hatte. Wie hatte er sie nur übersehen können? Warum entdeckte er erst heute, wie angenehm sie äußerlich und im Wesen war? Sah er mit anderen Augen, oder gab sie sich ihm gegenüber heute freier, vertraulicher? Ihretwillen hätte er so sein mögen, wie er ihr die Reichen geschildert hatte. Aber er wußte im voraus, daß er zu schwach sei, um seine ganze Natur zu ändern und sich der Indolenz zu entziehen.

Als er Susanne bis vor das schöne, schmiedeeiserne Gitter ihres Elternhauses brachte, das mitten in einem herrlich gepflegten Blumengarten lag, durchfuhr ihn wieder die traurige Vorstellung, daß sie vielleicht bald all den Reichtum und Luxus verlassen müsse. Sie sah ja nicht aus, als würden Armut und Entbehrung sie zu Boden werfen können. Aber sie war von klein auf an Reichtum gewöhnt und nahm den Luxus wie etwas Selbstverständliches, zum Leben Gehörendes hin. Ohne manche schwere Stunde würde sie doch nicht lernen, mit dem Notwendigsten auszukommen und sich von all dem zu trennen, was sie bisher umgeben hatte. Von dem Angesehenen, in bevorzugter Stellung Lebenden zum Darbenden, wenn auch nicht gerade Empfangenden herabzusteigen, ist auch für reife, in sich selbst gefestigte Naturen eine schwere Probe ihres Charakters. Wie würde das weltunkundige, verwöhnte Mädchen sie bestehen, dem bisher jede Sorge fremd gewesen war?

Hinrich sah ihr tief in die Augen, als er sie vom Sattel hob. Susanne blickte ihn klar und fragend an, und wieder hatte er das Gefühl, als möchte er sie vor dem kommenden Unheil schützen und ihrer Hilfslosigkeit einen Halt gewähren. Viel herzlicher, als es sonst in seiner Art lag, sagte er zum Abschied: „Wir sehen uns bald wieder, nicht wahr, Fräulein Gofler? Unsere Freundschaft darf nicht wieder erlöschen.“

Sie entzog ihm etwas verwundert die Hand, es widersprach ihr, einer kaum entstandenen Regung

gleich einen Namen zu geben. War es denn schon sicher, daß sie Freundschaft füreinander empfanden?

Aber Hinrich erschreckte ihre Ablehnung nicht. Vielleicht morgen schon würde sie erfahren, wie wenig eheliche Freunde sie besaß, und daß er das Wort nicht ohne Absicht gebraucht habe.

Er mußte lange warten, bis ihm die alte Haushälterin endlich die Tür öffnete. „Der Herr hat es mir verboten,“ flüsterte sie Hinrich zu. „Er hat alle Diensthofen ins Bett geschickt. Wer um zehn Uhr noch draußen ist, soll draußen bleiben.“ Für einen Augenblick wirkte ihre Furcht ansteckend auf Hinrich. Er warf einen scheuen Blick die Treppe empor, dann

zwang er sich, ruhig und sorglos zu antworten: „Ich werde mir morgen einen eigenen Schlüssel machen lassen, alte Jansen, — dann brauchen Sie meinetwegen nicht wieder barfuß über die Diele zu laufen.“ Dann ging er in sein Schlafzimmer. Mochte kommen, was wollte, — sein Mut stärkte sich an dem ersten Beweis eigenen Willens, alle ängstigenden Zweifel kämpfte er nieder, — er wollte gar nicht nachdenken, — die Stunde selbst sollte ihm das Rechte eingeben.

Frühzeitig jaß er am andern Morgen auf dem altmodischen Schreibbock. Die erste Gelegenheit zum Tadeln nahm er damit fort, seine Unpünktlichkeit war ein steter Ärger für den alten Kneeder.

„Morgen, Vater,“ jagte er kurz, als der alte Herr eintrat. Sein Gruß wurde kaum erwidert, aber er fühlte, daß sein Vater ihn beobachtete, während er das weißseidene Halstuch zusammenfaltete und in die Brusttasche seines Mantels steckte.

„Gut,“ dachte Hinrich. „Wenn er glaubt, ein Recht zur Unzufriedenheit zu haben, so muß ich ihm beweisen, daß es auch noch bessere Seiten an mir gibt.“

Aber der Alte beruhigte sich nicht mit stummer Abwehr. Nachdem er die Post durchgesehen und dem Buchhalter einige Aufträge gegeben hatte, stieg er vom Sessel herunter, schloß die Verbindungstür zwischen den beiden Kontoren und holte aus dem Geldschrank eine Mappe mit Papieren heraus.

„Hinrich!“

„Vater,“ kam es antwortend zurück.

„Komm her!“

Hinrich stand auf. Ihm zitterten die Glieder, und unwillkürlich drückte er sich die Nägel in die Handflächen. Die Entscheidung nahte, er fühlte es. „Lies!“ sagte der Alte und hielt ihm einen Bogen hin. Hinrich erkannte ihn als den zwischen ihnen geschlossenen Vertrag.

„Ich weiß den Wortlaut auswendig,“ antwortete er nur.

„So! Scheint mir doch nicht! Hier steht ausdrücklich — —: und verpflichte mich, die im Kontor meines Vaters gebräuchliche Ordnung innezuhalten! Das hast du nicht getan! — Du hast die Arbeit

zwei Stunden zu früh und gegen meinen ausdrücklichen Willen verlassen, nachdem du ohnehin —“ er sah Hinrich spöttisch und verachtungsvoll an — „den ganzen Tag nichts, aber auch nichts geleistet hast.“

Hinrich wurde blaß, die Worte trafen ihn wie Peitschenschläge. Aber diese erbarmungslose Grausamkeit, die da aus den hartblauen Augen des Alten zu ihm hinüberblickte, um Verzeihung anrufen, demütig werden vor dieser Hartherzigkeit, — er wäre es nicht im Stande gewesen! Er reckte seine Gestalt, die Erregung reifte seinen Entschluß.

„Ich habe nicht gewußt, daß ich mich durch den Kontrakt von dir abhängig machte wie ein Lehrling; ich will selbständig handeln dürfen.“ —

Der Alte lachte auf, aber Hinrich sprach unbeirrt weiter: „Und da ich nach deiner Meinung nun doch kontraktbrüchig geworden bin, so wollen wir es dabei lassen. Der Kontrakt ist gelöst, schon durch meine Leistungsunfähigkeit.“

Der alte Kneeder starrte ihn an. War das denkbar, möglich? Dieser Tunichtgut setzte ihm, dem eigenen Vater, der ihn in Gnaden aufgenommen hatte, den Stuhl vor die Tür? Löste den Kontrakt, der doch auch manchen Vorteil enthielt, nach dem ein anderer mit allen zehn Fingern gegriffen hätte, mit einer Gleichgültigkeit, als sage er eine Aufforderung zu einem Mittagessen ab? Das Geschäft, das doch schließlich nach Lauf der Welt das seine werden sollte, ließ er im Stich aus Laune, aus Überdruß, wie man einen alten Lastwagen fortgibt,



„Wir sehen uns bald wieder, nicht wahr, Fräulein Gohler?“

dessen abgebrauchte Achsen zu hart stoßen? Fort wollte er — einfach fort? — Aber alle aufsteigende Weichheit wurde von einer ihn fast überwältigenden Wut niedergedrückt. Der Sohn sollte nicht merken, daß es ihn bis ins Innerste verwundete, dies brutale, rücksichtslose Losjagen, — auch ihm verfeinerte sich das Herz, und ebenso kühl und ruhig wie Hinrich sagte er endlich: „Gut, mein Sohn, des Menschen Wille — na, du kennst ja den Spruch.“ Zugleich riß er den Kontrakt in mehrere Stücke und warf sie in den Papierkorb. Dann rechnete er nach kurzem Blick in sein Hauptbuch eine kleine Summe aus und reichte sie Hinrich hin: „Dein Gehalt und dein Anteil vom letzten Quartal — bis gestern!“

Als gute Kaufleute wußten sie beide, daß diese Berechnung nur ungenau sein konnte, und ebenso daß jeder von ihnen dies Verfahren instinktiv als Unordnung empfände; aber sie wünschten beide zu sehr der Unterredung ein Ende zu machen, um sich in diesem Augenblicke nicht damit zufrieden zu geben. Hinrich stellte eine Quittung über das Geld aus, verbeugte sich kurz und ging zur Tür.

„Halt,“ rief ihm der Alte nach. Hinrich drehte sich wie unwillkürlich um.

„Es ist doch selbstverständlich, daß du die Stadt verläßt?“

„Nein,“ kam es hart von Hinrichs Lippen zurück. „Ich bleibe, — mich hält hier vieles; für Needer Bolbsens Sohn wird sich schon eine Stellung finden.“

Wie zwei Feinde sahen sie sich in die Augen, wie zwei Menschen, die sich haßten und sich gegenseitig das größte Leid zufügen möchten. Und doch hatten sie beide nie stärker als in diesem Moment ihre Zusammengehörigkeit empfunden und ihre starke innere Ähnlichkeit: leidenschaftlicher Starrsinn und unbeugsame Energie, und daß es schade sei, diese Eigenschaften in fruchtlosem Streit zu erproben, statt sie gemeinsam in den Dienst nützlicher Arbeit zu stellen. —

Als sich die Tür schloß, sank der alte Needer hilflos auf seinen Stuhl und streckte die Arme aus: der da ruhig, mit festem Schritt die Treppe hinabging, es war doch Blut von seinem Blut und Art von seiner Art. Warum hatte er ihn nicht erkannt, warum hatte er nicht eher versucht, ihn aus diesem Bann zu befreien, der sich dem Sohn verbitternd um Herz und Sinne gelegt hatte?! Was hatte ihm gefehlt? War es doch Mutterliebe gewesen? Eine unermüdlich sorgende Liebe, die Vertrauen gegen Vertrauen gab und im Kinderherzen wieder und wieder Zärtlichkeit und Hingabe weckte? Hätte er widerstehen können gegen weiche Liebkosungen, stete Fürsorge, — hätte seine Gleichgültigkeit, die alles in ihm abgestumpft hatte, überhaupt Wurzel fassen können, wenn er von klein auf Liebe gegen Liebe, Rücksicht gegen Rücksicht hätte geben müssen? Lebensfreudigkeit und Pietät und der Wunsch, ein brauchbarer Mensch zu werden, — sie hätten ihm nicht künstlich aufgesproßt werden dürfen, sie hätten, mit ihm aufzuwachsen, ihn ganz durchdringen müssen, ohne daß er

dessen bewußt gewesen wäre. Wenn er sich die Zeit genommen hätte, dem Sohn diese fehlende Mutterliebe zu ersetzen, wenn ihm das Geschäft nicht über alles gegangen wäre, — hätte dann je eine Stunde wie diese schlagen können, daß sein Sohn ihn wie ein Fremder verließ?

War er nicht schuld an dieser Trennung — er ganz allein? Er verbarg das Gesicht in den Händen, und in den kurzstoppeligen, weißen Bart, der ihm nach Seemannsart das Kinn umrahmte, liefen ihm selbst unbewußt heiße Tränen um ein verfehltes Leben. Denn es war köstlich gewesen, reich an Arbeit; aber die Liebe, die höher ist als alle Vernunft, hatte ihm gefehlt.

Hinrich stand unten auf der Straße und holte tief Atem. Frei — frei! Ihm war bewußt geworden, welcher Schatz die Freiheit ist. Zu goldener Münze sollte sie ihm werden, brauchen wollte er sie, um ein reifer, ein zielbewußter, tüchtiger Mensch zu werden und sich die Achtung zu erzwingen, die ihm der Alte dort oben mit Recht verweigerte. Ihm bangte nicht vor der Zukunft, er wollte arbeiten, festen Grund gewinnen, das Leben sollte ja für ihn erst beginnen — und er war jung! Es durchriefelte ihn, als fühle er zum erstenmal heiße Lebenskraft in seinen Adern.

An der Börse steckte man heute die Köpfe zusammen: „Haben Sie schon gehört? Zwei Neuigkeiten: der junge Bolbsen hat sich mit seinem Vater überworfen — für alle Zeiten, — sie sollen sich geprügelt haben, erzählt man sich, das heißt, ich will nichts gesagt haben. Und der Gockler, der alte Sünder, hat nun endlich seinen Bankerott angefangt. Wissen Sie, ich flüsterte Ihnen schon vorgestern zu: »der Th. G. — faul; nehmen Sie sich in acht!« — Ja, mein Lieber, bis man nicht vor der Tatsache steht, nennt man nicht den Namen, — nun ist es schon ganz bekannt! Hoffentlich stimmt aber alles — tät' mir doch leid um die Familie, wenn da etwas nicht in Ordnung wäre und der alte Mann gar noch bestraft würde!“ Doch diese Befürchtung, mochte sie mit ehrlichem Bedauern ausgesprochen sein oder nicht, traf glücklicherweise nicht zu. Für Susanne Gockler und ihre Familie aber kamen viele böse, schwer zu tragende Stunden, bis sie endlich in einer kleinen Mansardenwohnung am Hafen saßen und nun versuchen mußten, eine neue Existenz unter anderen, ihnen fremden Bedingungen zu beginnen. Hinrich hatte recht gehabt: Susanne war nicht zusammengebrochen, sie war jung, und sie richtete sich bald empor, gestählt durch die Erkenntnis, daß nur sie den armen Eltern, die all ihre Elastizität verloren hatten, und den kleinen Geschwistern helfen konnte. Ihr war nichts erspart geblieben, keine Demütigung, keine Erfahrung. Die Leute, die sich bis dahin zu den Freunden des reichen Hauses gerechnet hatten, wandten ihr sofort den Rücken oder warfen ihr sogar noch vor, daß sie die Augen absichtlich gegen den Ruin geschlossen habe. Nirgends fand sie Er-

barmen oder Hilfe. All die lächelnden Gesichter, auf denen bis dahin für Fräulein Susanne Gofler nur Bewunderung und Liebenswürdigkeit gestanden hatten, nahmen jetzt, sobald sie nahte, kalte abwehrende Mienen an, von denen sie leicht lesen konnte, wie überflüssig und unangenehm man ihre Nähe empfand. Das Unglück hatte das lose Band der Anhänglichkeit zerschnitten, das aus dem Gefühl, sich gegenseitig zu den Ersten, Angeesehensten der Gesellschaft zu zählen, geflochten wird. Nur die ersten Enttäuschungen drückten Susanne nieder, dann erwartete sie nichts mehr von ihren Mitmenschen, weder Mitgefühl noch Hilfe, und ersparte sich dadurch jede Niederlage.

Ein paarmal war sie Hinrich Boldsen begegnet, aber sie hatte an ihm vorübergesehen; ein kühler, herablassender Gruß, wie die übrigen Herren der Stadt ihn ihr jetzt spendeten, hätte ihr von ihm doch weh getan.

Hinrich hatte endlich, nach tagelangen Bemühungen, einen Platz gefunden; es hatte ihm Mühe genug gekostet, niemand machte sich gern den reichen, mächtigen Boldsen zum Feinde, und Hinrichs Ruf als Kaufmann konnte ein solches Wagnis nicht rechtfertigen. Er mußte froh sein, in einem wenig angesehenen Geschäft, in dem man gerade in Verlegenheit war, als einfacher Commis angestellt zu werden.

All das erzählte er Susanne Gofler, als er sie eines Tages anredete. Sie hatte keine Ahnung von seiner veränderten Lebensstellung gehabt, — wer hielt sich noch damit auf, ihr Neuigkeiten zuzubringen? — und ihr erstes Wort, als er nun schwieg, war das erstaunte: „Aber warum sind Sie nicht wieder fortgegangen?“

Ja, wenn er das selbst gewußt hätte! Nicht Trotz gegen den Vater hielt ihn, noch Stolz über die spöttischen Blicke seiner Freunde: irgend eine leise Stimme hatte ihn gemahnt, zu bleiben, auszuhalten. Vielleicht verstand er sie erst jetzt deutlicher, als er Susannes Augen so teilnahmsvoll auf sich ruhen fühlte?

„Durfte ich Sie im Stich lassen, gnädiges Fräulein?“ fragte er, verlegen lachend. „Hatte ich nicht gebeten, unsere Freundschaft möchte nicht so bald wieder erlöschen?“ Auf Susannes Lippen erschien das verächtliche Lächeln, das sie erst in diesen Wochen gelernt hatte. Daß dieser junge Geck sich auch noch über sie lustig machen wollte, der Zeitpunkt war wirklich schlecht genug gewählt! „Sie sind zu rücksichtsvoll, Herr Boldsen,“ sagte sie herbe. „Aber mir wäre lieb, wenn Sie mich nicht für Ihr Schicksal verantwortlich machen würden!“

Hinrich sah ihr ganz verzweifelt nach. Nicht über ihre Ablehnung, sie war nur verdient für seine ungeschickte Offenheit; aber was mußte das Mädchen gelitten haben, ehe sich ihr Herz mit solchem Mißtrauen gegen alle Welt erfüllen konnte! Wäre er noch der Teilhaber und Erbe der alten Firma Boldsen & Komp. gewesen, so hätte er nun Susanne Gofler zeigen können, daß es noch Menschen gab,

die den andern lieben seiner selbst willen. Ein leises Neugefühl wurde in ihm wach. Aber da meinte er seines Vaters empörte Stimme zu hören: „Wie? die Tochter des Bankrotteurs? des alten Betrügers, der nur knapp dem Zuchthaus entgangen ist?“ — Nein, es war besser so! Er brauchte Susanne nicht schmähen zu lassen, und ihm selbst durfte niemand mehr Vorschriften über sein Tun machen. War er jetzt auch gebunden und saß mit kurzer Mittagspause ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend in dem engen, unsaubern Kontor, so war ihm doch, als seien seine Gedanken nicht mehr geknechtet, als dürfe er freier atmen als unter seines Vaters hartem Blick. Vielleicht machte er sich nicht klar, daß das Gefühl seiner Erlösung mehr seiner inneren Umwandlung als der Trennung von seinem Vater entsprang. Jedenfalls aber hätte der alte Kneeder die Verbindung mit dem von seiner Höhe gestürzten Hause als eine Schmach empfunden. Wenn Susanne und er zu den Ausgestoßenen gerechnet wurden — gut! so wollte er auch fest zu ihr halten; er wollte nichts Besseres sein als sie, die gemeinsame Armut kettete sie nur fester, stärker aneinander. Vorläufig mußte er aber seine stillen Wünsche fest in sich verschließen. Es dauerte Wochen, bis Susanne Gofler ihm mit einem Gruß auch ein leises Lächeln schenkte; schließlich rührte die Ausdauer sie doch, mit der er ihr zu begegnen suchte und heimlich um ihre Gunst warb. Und an ihr war wenig Begehrntes! Früher hatte ihre hübsche Kleidung ihrer Jugendfrische einen Reiz hinzufügen können; in ihrer abgetragenen Garderobe fand sie sich selbst so unschön, daß Hinrichs Treue ihr doppelt wohl tat; er schien sie weder häßlich zu finden, noch ihre ärmliche Toilette zu beachten! Seine Augen leuchteten förmlich, sobald er sie sah, und sein Gesicht hatte einen klareren Ausdruck gewonnen. Aus dem gleichgültigen, interesselosen Hinrich Boldsen war ein Mann geworden, der ein Ziel vor Augen hatte, und der nun keine Hindernisse mehr scheute, um es zu erreichen.

* * *
Zwei Jahre vergingen. Hinrichs Lage hatte sich allmählich gebessert; sein Chef hatte Vertrauen zu ihm gewonnen und überraschte ihn eines Morgens mit der Bitte, sein Kompagnon zu werden. Vor Hinrich tat sich ein neues Leben auf; freilich noch immer ein bescheidenes, das sich mit dem alten, fast vergessenen nicht messen konnte. Aber nun konnte er doch daran denken, zu heiraten; daß Susanne auch mit dem einfachen Loos, das er ihr bieten konnte, zufrieden sein würde, brauchte er wohl nicht mehr zu bezweifeln. Aus den paar Worten, die sie dann und wann auf der Straße miteinander tauschten, meinte er sie ganz zu kennen. Gleich heute wollte er sie fragen, gleich heute sollte sie ihm endlich, endlich sagen, daß er auch ihr nicht mehr gleichgültig sei und daß sie den armen, aber fleißigen Hinrich Boldsen lieber habe als einst den reichen, eingebildeten — — —

Mit schnellen Schritten verließ er das Kontor, eine brennende Sehnsucht nach Susanne im Herzen. In der Haustür prallte er mit einem Mann zusammen: er erkannte den alten Arbeiter, dessen Gewissenhaftigkeit einst der Grund zum Zwist mit seinem Vater gewesen war.

Er sah wenig verändert aus, es kam Hinrich vor, als trüge er noch denselben alten Leinenanzug der Träger wie damals. Und ebenso verlegen wie sonst drehte er die Mütze in den Händen, ehe er Mut zum Sprechen fand.

„Dag, Herr Boldsen,“ sagte er. „Ja, ick will nah Sel! Wat Se Ehr Vadder is — nee, nee, nee, dot is he nich! Ritzen S' mi man nich denn Arm aff! Awerst 'nen Slag hedd he kregen — in kann nich spreekeln! Dunn hemmen? mi vunt' Geschäft her-schickt —“

Unterwegs erzählte er Hinrich Näheres. Niemand hatte etwas von dem schlechten Befinden des alten Herrn geahnt. Aber als die Börsenzeit schon lange angebrochen war und er immer noch nicht nach dem jüngsten Lehrlingen gerufen hatte, der ihn täglich Mantel und Hut abbürsten mußte, hatte der Buchhalter leise die Tür geöffnet und den alten Herrn am Boden vor seinem Pult gefunden. „He sitt jo ok immer alleen in sin Kantoor,“ sagte der alte Träger und es klang wie ein ganz leiser Vorwurf aus seinen Worten. „Dat dücht mir! Jedwederein möt sid mal utreden — äwerst he will an Se Ehr Pult keen annern sitten laten.“

Ob er ihn also doch entbehrt hatte, den nichts-nutzigen, lieblosen Sohn?

Hinrich zitterte die Kniee, als er die breite Treppe mit dem ungefügen Geländer emporlief. Dort oben hinter einer der Türen, die alle auf die geräumige Galerie führten, mußte er liegen, benutzlos, stumm — und vielleicht ging er, ohne ihm ein verzeihendes Wort zu gönnen.

Wie weit hinter ihm lagen die heißen Wünsche von heute morgen! Wie hatte er je an ein Glück denken können, so lange er nicht Frieden mit seinem Vater gemacht hatte! Ihn zu versöhnen, ihm zu zeigen, daß er ein anderer geworden sei, das schien ihm jetzt die wichtigste seiner Pflichten. Daneben mußte alles übrige schweigen.

Kreder Boldsen hatte das Bewußtsein zurückgelangt, als Hinrich das Zimmer betrat. Mit klaren Augen sah er dem Sohn von dem steiflehnigen Mahagonisofa entgegen; aber kein Wort kam über seine Lippen, die Zunge verlagte ihm noch den Dienst. Sie reichten sich stumm die Hände, Hinrich war zu bewegt, um reden zu können. Jede Bitte wäre ihm in diesem Augenblick banal vorgekommen, — jede Versicherung überflüssig. Ihm war, als gehöre er nun fortan dem alten, armen Mann, dessen Finger immer wieder nach seinen griffen, und dessen Blick dem Sohn verriet, wie schwer auch er unter der Entfremdung gelitten hatte.

Es schien selbstverständlich, daß Hinrich abends die Schlüssel an sich nahm und am nächsten Morgen

die Geschäfte des Vaters erledigte. In der Mittagszeit suchte er seinen Chef auf und teilte ihm mit, daß er vorläufig nicht daran denken dürfe, eine verantwortliche Stellung zu übernehmen, da sein Platz neben seinem Vater sei.

Er hoffte, Susanne zu begegnen, die häufig mittags den Laden aufsuchte, für den sie Stickereten anfertigte, soviel ihr die Pflege der Eltern und die Versorgung des Haushalts Zeit ließen. Aber Susanne war nicht zu sehen, und Hinrich kam kleinlaut zurück, — er hätte so gern von ihr gehört, daß sie sich seiner Versöhnung mit dem Vater freue.

Der Arzt verordnete eine Kur für den alten Kreder, Hinrich sollte ihn begleiten; da endlich entschloß er sich, einige Worte an Susanne zu richten, ihr Verschwinden mußte absichtlich sein. Sie antwortete ihm in freundlichem Tone, aber den doppelten Sinn, den er in seine Zeilen gelegt hatte, schien sie nicht verstehen zu wollen.

„Mein Leid war leichter,“ schrieb sie, „da Sie mir es tragen halfen und mir mit der angenehmen gesellschaftlichen Höflichkeit begegneten, die den anderen zwingt, mutig über die vorübergehende Störung zu lächeln. Sie haben mich erzogen, mich stark gemacht durch Ihr Beispiel, und ich stehe nun ruhig meinem Schicksal gegenüber. Das werde ich Ihnen immer danken. Nun müssen sich unsere Wege scheiden, — der Ihre führt aufwärts, wie Sie es verdienen; Susanne Gofler, die Tochter des verschuldeten Kaufmanns, die gewiß viel Elend des elterlichen Hauses hätte abwenden können, wenn sie nicht leichtsinnig ihre Tage verändelt hätte, geht ihre gerade Strafe zu dem Stickergeschäft weiter. Aber sie geht mittags, wenn die Sonne scheint, und ein dankbares Gefühl durchwärmt sie. Wir haben beide eine harte Schule durchgemacht, aber ich hoffe, Sie sind und bleiben so glücklich, wie es nun ist Ihre Susanne Gofler.“

Hinrich sah auf das Blatt: war das möglich? Konnte sie das glauben? Hielt sie ihn noch immer für so klein, so feige, daß die glänzendere Existenz sie nun trennen müsse? Hatte er ihr nicht ein bißchen mehr Vertrauen und Glauben an die Menschheit einflößen können? Und würde sie nie ihm zuliebe ihren Stolz so weit überwinden, um doch mit leeren Händen „als Tochter des verschuldeten Kaufmanns“ in sein Haus zu kommen? Wie sollte er sie davon überzeugen, daß sie ihm dennoch die Liebste von allen sei, daß er ihr kein Opfer an Vorurteil oder materiellem Verzicht brächte, — daß noch immer in ihren kleinen Händen Schätze ruhten, die einen Mann über alles reich und glücklich machen könnten? Ihm zuliebe würde sie vielleicht nachgeben, — aber wenn sie ihn nicht liebte?

Zweifel und Furcht quälten ihn, während er den Stuhl seines Vaters vor sich über die ebenen Wege schob, stundenlang neben dem schlafenden Kranken saß, oder ihn nach dem Erwachen vorlas und erzählte. Er genoß kaum die schöne Natur ringsum, die bewaldeten, in bläulichem Dunst liegenden Berge,

die das Tal schützend umgaben, noch die herrlichen Nasenflächen und farbenprangenden Beete, die sich um ihn herumbreiteten. In sein Gesicht trat wieder der alte unruhige, halb mißmutige Zug, und der alte Reeder, der ihn scharf beobachtete, schloß daraus, daß er der Pflege überdrüssig sei und daß ihn die Arbeit locke: er drängte auf die Abreise.

Hinrich gab nach; er fühlte selbst, daß er kein guter Gesellschafter sei.

Am Tage ihrer Rückkehr schrieb der alte Herr unter viel Anstrengungen und langen Pausen eine Art Dokument nieder, das Hinrich zum Inhaber des Geschäfts einsetzte und ihm alle Rechte eines Besitzers einräumte. Gespannt hingen seine Augen an denen seines Sohnes, — leuchtete denn noch immer nicht freudige Dankbarkeit auf?

Hinrich sah ernst zu seinem Vater hinüber.

„Ich muß dir etwas gestehen, Vater,“ sagte er endlich, „ich kann dein großes Geschenk nur annehmen, wenn du mir noch eine Bitte erfüllst —“ der Alte bewegte unruhig den Kopf: Bedingungen waren ihm stets etwas Verhaftes gewesen! — aber Hinrich sprach ruhig weiter: „Ich liebe Susanne Gosler. Darf sie meine Frau werden?“

Der Alte sah ihn star an, die Unterlippe schob sich vor, ein Zeichen seiner inneren Erregung. Mit zitternden Händen schrieb er auf seine Tafel: „Nie! Du bist zu schade für sie, — denkst du nicht an die Ehre der Firma?“ — „Wir können es uns zur Ehre anrechnen, wenn sie mich erhörte,“ antwortete Hinrich. Dann reichte er dem Vater Susannes Brief.

Aber die Wirkung blieb aus. Boshast und verächtlich lautete das Urteil: „Abgekartet, das Ganze. Sie spielt sich auf als die Edle, Verzichtende, sie ist gerade so verlogen und so schlau wie ihr Vater.“

Hinrich stieg das Blut in die Wangen; auf Sekunden sahen sie sich wieder an wie Erzfeinde. Beide gleich in ihrem Starrsinn und ihrem Jähzorn. Aber was half's? Der Kampf begann also von neuem, es hieß noch einmal von vorn anfangen.

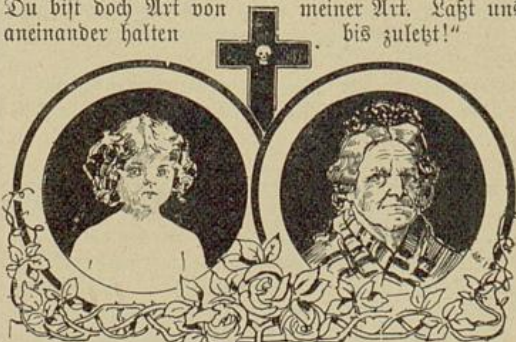
Hinrich glättete Susannes Brief, den der Alte wie unabsichtlich zusammengeballt hatte, und legte ihn in sein Taschenbuch zurück. Dann zerriß er das Dokument. „Ich verzichte auf alles, Vater,“ sagte er ruhig. „Vermach dein Geschäft, wem du willst, dein Geld frommen Stiftungen! Susanne und ich werden doch glücklich sein, — jetzt gleich gehe ich und hole mir endlich, endlich ihr Jawort.“

War das sein Sohn? Wieder ihm trotzend — das reich und freudig Gebotene von sich stoßend, auf seinem Willen beharrend, unbeugsam, fest? Keine Bitte versuchte er, keine Überredungskünfte wandte er an. Er unterwarf sich nicht dem Gebot, er verließ sich stolz auf seine Kraft. Hatte er selbst ihn nicht so gemollt? Und wenn er hart werden sollte, seines eigenen Wertes bewußt, konnte er sich dann noch wie ein Kind dem Willen des Vaters beugen? Nein, seine Macht war gebrochen, sein Tagewerk vollbracht. Der Mann dort drüben, der die Bücher und Papiere ruhig, ohne Hast, verschloß und Ord-

nung machte, als bereite er alles dem Nachfolger vor, bedurfte seiner nicht mehr. Der ging seinen Weg, unbeirrt um die Hindernisse, die er ihm in den Weg legen wollte: an dessen eherner Stirn zerschellte das Geschick, das er mit kraftlosen Händen schleuderte. Das war der Lauf der Welt, und an den ewig wiederkehrenden Bestimmungen ließ sich nicht rütteln: Die Alten, dann die Jungen, bis sie wieder zu Alten wurden; und für jeden schlug die Stunde, da er den Höhepunkt seiner Kraft erkannte; und die andere, schwere, da er sich sagen mußte: es ist vollbracht, — du bist überflüssig geworden. —

Hinrich kam gemessenen Schrittes quer durch das Zimmer zurück, den großen Schlüsselbund in den Händen. Wieder durchfuhr ihn ein Gefühl der Erlösung: jetzt endlich konnte er an sich denken, und was er getan hatte, Susanne würde und mußte es gutheißen! Sie waren beide nicht sentimental, der Alte wie der Junge. Zärtlichkeiten waren niemals Brauch zwischen ihnen gewesen. Hinrich rückte dem Vater alles bequem zur Hand und sagte ruhig: „Ich komme morgen wieder, Vater. Das Haus wirst du mir ja nicht verbieten. Ich nehme meine letzte Stellung wieder auf —“

Dann lag der Alte allein und ein Tag und eine lange, schlaflose Nacht vergingen, bis der letzte Kampf ausgerungen war und die bittere Erkenntnis seiner Ohnmacht der Überzeugung wich, daß es besser ist, sich selbst zu überwinden, als sich von anderen besiegen zu lassen. Und eine lang verhaltene Zärtlichkeit für seinen Sohn, der nun doch so genau in seine Fußstapfen getreten war, wallte in ihm auf, als er bei Sonnenaufgang mit großen zitternden Buchstaben schrieb: „Komme! Kommt beide, du und Susanne. Ich will dich nicht anders wie du bist. — Du bist doch Art von meiner Art. Laßt uns aneinander halten bis zuletzt!“



Das gebrochene Gelübde.

Der Nebstochter von Hinterkirch hatte alles, was ein Mann seines Standes sich nur wünschen konnte, eine gut gehende Wirtschaft, Haus und Hof, fette Äcker und schöne Matten und — ansehnliche Kapitalien. Eine schöne und, was noch mehr sagen will, auch verständige und brave Frau waltete unermüdetlich in Haus und Hof und war ganz geeignet zur Beglückung eines Mannes.

Aller dieser Dinge und Vorzüge wegen wurde der Nebstockwirt allgemein beneidet und für einen der Glücklichen unter den Sterblichen gehalten, und gar mancher, der unter der Last der Arbeit und unter Kummer und Sorgen fast zusammenbrach, sagte im Gefühl seiner Ohnmacht und im Hinblick auf den Nebstockwirt: „O hätte ich's doch auch wie der! Dem bringt man das Geld ins Haus, sein Tisch ist immer gedeckt, besser als meiner an der Hochzeit, und das Arbeiten hat ihm noch keine Schwielen gemacht. Ja, ja, so möcht' ich's haben, dann wär' ich glücklich!“

So und ähnlich äußerten sich die Leute über den Nebstockwirt. Er selbst aber spürte nicht viel von dem Glück, dessen er nach Ansicht anderer sich erfreuen sollte. Weil er von Jugend auf an der vollen Krippe gestanden und des Lebens Not und Sorge höchstens vom Hörensagen kannte, wußte er das Ungeheure seiner Lage auch nicht zu schätzen. Er fiel von einer Langeweile in die andere, und so hatte er vom Müßiggang keinen allzugroßen Profit. Das viele Essen und Trinken aber wurde ihm mehr beschwerlich als gedeiulich, und er sagte oft: „Es ist doch eine traurige Welt. Ein ewiges Einerlei, Wachen und Schlafen, Aufstehen und Niederlegen, Essen und Trinken, das ist die ganze Abwechslung.“

So sagte dieser Mann, den so viele beneideten, gar oft, wenn er auf dem Kanapee lag, ein Beweis, daß volle Schüsseln nicht immer glücklich machen und daß das Glück oft da am wenigsten zu finden ist, wo man es zuerst vermutet hätte.

Um sich die Langeweile zu vertreiben, machte dann der Nebstockwirt allerlei Pläne und ließ Wünsche in seinem Herzen aufsteigen, die schließlich alle mit seinem Hauptwunsch zusammenhingen: einen Stammhalter zu besitzen!

Ja, sein größter Verdruß, in dem alle andern Sorgen und Kummernisse ihre Wurzeln hatten, lag allerdings in dem Umstand, daß er trotz seiner achtjährigen Ehe noch nie mit Vaterfreuden beglückt worden war. Trotzdem er mit der Frau in denkbar bestem Einvernehmen lebte, war der Storch stets am Nebstock vorbeigegangen, als ob der für Störche und Kinder gar nicht da wäre. Nicht einmal mit einem Mädchen wollte er sich herbeilassen, geschweige denn mit einem Buben.

Und drum hatte der Nebstockwirt keine Freude an der Arbeit, keine Freude an seiner Sache, drum war er immer unwirch und launisch und drum konnte er so bissig werden, wenn die Leute ihn beneideten, und drum gab er seinem Mißmut so oft Ausdruck und sagte: „Da meinen die einfältigen Leute, ich sei glücklich, und die Hauptsache, welche ein Familienleben erst schön und traut machen kann — ein Kind — fehlt mir. Was nützen mich Haus und Hof, was nützt mich die Anhäufung meiner Kapitalien, wenn ich sie statt einem Träger meines Namens sachenden Erben hinterlassen muß. Nichts nützen sie mir, als daß ich mich darüber ärgern kann.“

„So müssen Sie nicht reden, Nebstockwirt,“ sagte

dann oft der Herr Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis. „Danken Sie dem lieben Gott für die empfangenen Wohlthaten. Danken Sie ihm, daß er Sie in so reichem Maße mit leiblicher und geistiger Gesundheit sowie mit irdischen Glücksgütern gesegnet hat. Schauen Sie nicht immer über sich, sondern mehr unter sich, mehr auf Leute, die es unendlich schwieriger haben. Das wird Ihrer Zufriedenheit förderlich sein. Ich begreife ja Ihren Schmerz über den Mangel an Vaterfreuden und Leibeserben. Allein ein armer Familienvater, der die ganze Stube voll Kinder hat und in der Arbeit und Sorge um ihr Wohl, ihre Ernährung und Erziehung sich aufreiben muß, ist doch viel, viel schlimmer daran als Sie. Und was nicht ist, kann immer noch werden. Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und gar manche Ehe wurde noch in spätern Jahren mit Kindern gesegnet. Das kann auch bei Ihnen geschehen. Unterdessen tun Sie hie und da an einer armen Familie, an armen Kindern ein gutes Wort, und Sie werden sich dafür an Ihrem Herzen gesegnet finden; denn Geben ist seliger denn Nehmen. Man kann auch an fremden Kindern Freude haben, sofern man mit echt christlicher Liebe sie umfaßt und ihrem Wachstum und Gedeihen durch milde Zuwendungen förderlich ist.“

„Wenn ich das wüßte, Herr Pfarrer,“ sagte der Nebstockwirt eines Abends auf dessen Ermahnung, „wenn ich das wüßte, daß Beten und Wohlthun mich der Erfüllung meines Herzenswunsches näher bringen könnten, ich würde Tag und Nacht beten und mir auch ein Opfer auferlegen, z. B. keinen Tropfen Wein oder sonst ein geistiges Getränk mehr zu mir zu nehmen. Das schwör' ich Ihnen zu dieser Stunde, Herr Pfarrer.“

„Ob Sie den Schwur halten können, Nebstockwirt? Ich bezweifle es sehr. Sie sind den Markgräfler und Affentaler zu sehr gewohnt, um sich so leicht und auf die Dauer von ihnen trennen zu können.“

„Leicht wird mir's nicht werden, aber ich schwör's zum zweiten und zum dritten Male, Herr Pfarrer, kein Tropfen kommt mehr über meine Lippen, so der Himmel mit einem lieben Kinde mich beglückt.“

So schwor der Nebstockwirt, und um den Himmel noch günstiger für sich zu stimmen, wurde er ein wahrer Vater der Armen. Er bezahlte der alten Müllerlies allmonatlich die Miete, suchte da und dort eine kinderreiche Familie auf, um zu sehen, was not tat, ließ in der Kirche den Moyses-Altar restaurieren, die Heiligen neu bemalen und vergolden, stiftete ein Kreuz auf dem Kirchberg und behielt auch manchmal einen Handwerksburschen umsonst über Nacht. Kurz, er zeigte sich in seinem Wohlthun sehr tätig und wurde ob dieser Tätigkeit an Leib und Seele wie neugeboren.

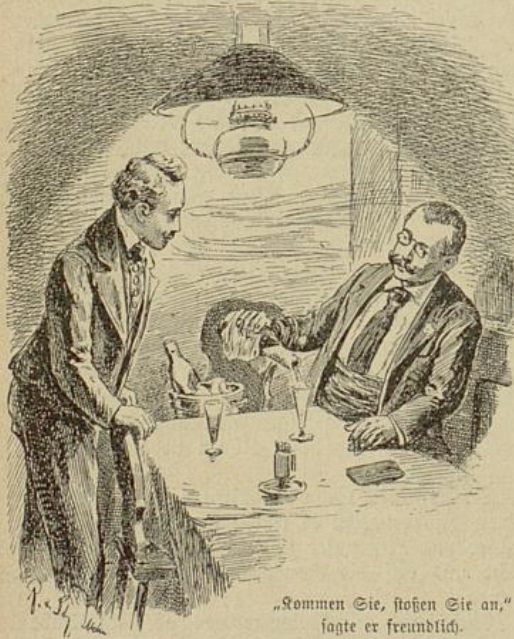
Um dieses Wohlbestinden zu steigern, machte er mit seiner Geliebten — er hatte es ja dazu und die Schwester besorgte derweil die Wirtschaft — eine Reise in die wunderfame Schweiz, wo er vier Wochen verweilte, den Pilatus bestieg, der Jungfrau

einen Besuch machte, auf dem Züricher- und Bierwaldstättersee sich schaukeln ließ und auch Maria Einsiedeln nicht vergaß.

Und siehe da, der maligne Storch, der daheim den Nebstochter und dessen Frau keines Blickes hatte würdigen wollen, sagte in der Schweiz ein Kleines an, zur unaussprechlichen Freude des kinderlosen Paares.

Der Nebstochter aber war seines Gelöbnisses eingedenk und trank von Stund an weder Wein noch Bier noch Schnaps mehr.

Fröhlich und vergnügt reiste das Paar wieder heimwärts und auch hier hielt sich der Nebstochter streng an sein Gelöbnis.



„Kommen Sie, stoßen Sie an,“
sagte er freundlich.

Da begab es sich, daß Herr Weber, ein reicher Fabrikant, wie immer, wenn eine Geschäftsreise ihn ins Städtchen führte, im Nebstoch Quartier nahm.

Sofort nach dem Nachtessen, das er im Nebenzimmer eingenommen, lud er den Nebstochter, wie er's jederzeit getan, zu einer Flasche Champagner ein. Dieser lehnte unter Hinweis auf sein Gelöbnis ab und sagte: „Der Himmel hat mein Gebet erhört, folglich muß ich auch mein Versprechen halten!“

„Pah,“ sagte der Herr, „sind Sie denn auf einmal so blödsinnig geworden, daß Sie an solches Zeug glauben? Habe Sie doch früher immer als einen sehr verständigen Mann befunden und nun schlagen Sie so um und werden ein bigotter Betrüder, der nicht einmal mehr einen Tropfen Wein zu trinken wagt. Gebetserhörnung! Blödsinn, sage ich Ihnen. Da hätte der Herrgott viel zu tun, wenn er auf jedes Menschen Beten und Wünseln hören müßte. Alles, was wir in uns und um uns sehen, vollzieht

sich nach den strengen und exakten Gesetzen der Natur, und diese können durch kein Gebet aufgehoben werden. Ihr Fall ist doch auf natürliche Art zu erklären, warum kommen Sie aufs Übernatürliche. Gebet soll geholfen haben!? Die Luftveränderung und etwas Selbsthypnotismus haben Sie der Erfüllung Ihres Herzenswunsches näher gerückt, weiter nichts. Ich könnte Ihnen hundert Fälle erzählen, wo sich Ähnliches unter denselben Umständen zuge tragen hat. Also seien Sie kein Esel, schlagen Sie sich den Aberglauben aus dem Kopf und trinken Sie mit mir, wie Sie es früher auch getan haben. Dann werden Ihnen die Mücken, die der Herr Pfarrer Ihnen in den Kopf gesetzt hat, schon wieder vergehen. Kommen Sie, stoßen Sie an,“ sagte er freundlich drängend, indem er zwei Kelchgläser mit Champagner füllte.

Aus falscher Scham nippt der Nebstochter an dem Glase, mit dem Nippen aber kam der Appetit, die Begierde nach dem längst entbehrten Genuß und — er trinkt das Glas auf einen Zug leer. Er setzt sich hin und trinkt noch eins und wieder eins und bleibt bis morgens zwei Uhr bei seinem Gast, und eine ganze Batterie von leeren Flaschen gibt Zeugnis von der Herren Tätigkeit. Mit dumpfen, nebelumflortem Kopfe suchen sie ihr Lager auf, das sie nur mit Mühe finden.

„Großer Gott,“ ruft die Nebstochterin mit gerungenen Händen am Morgen, als sie die Wirtsstube betritt, „großer Gott, mein Mann liegt droben im Bett und spricht irr. Schnell, Kathrin,“ wandte sie sich an die Magd, „lauf schnell zum Doktor, ehe es zu spät ist. Sage, daß es keinen Verzug leidet. Er soll dir auf dem Fuße folgen! O das ungelige Trinken,“ fuhr sie im Selbstgespräch und weinend fort, „wie sehr hab' ich meinen Mann gewarnt, und nun er nicht folgte, kommt die Strafe auf dem Fuße nach!“

Weinend ging sie wieder hinauf ins Schlafzimmer, um nach ihrem Mann zu sehen.

„Gehirnentzündung, Alkoholvergiftung,“ konstatierte der Arzt. „Ein sehr heftiger Fall,“ sagte er weiter, „der Schlimmes, ja das Allerschlimmste im Gefolge haben kann. Dem Schlimmsten vorzubeugen, wollen wir wenigstens kein Mittel unverzucht lassen.“

Er schrieb ein Rezept, das alsobald nach der Apotheke getragen wurde. Dann legte er dem im Delirium sich windenden Patienten Eis auf und tat sonst, was den Umständen angemessen war.

Die Nebstochterin aber erinnerte sich währenddessen, daß Herr Fabrikant Weber am Abend die Absicht, früher abreisen zu wollen, kundgegeben hatte, und sagte daher zum Zimmermädchen: „Kösle, der Herr Weber wird noch im Bett sein und schlafen. Geh, klopfe ihm doch, er will ja mit dem Neunhutzug fort.“

Kösle kam dieser Weisung sofort nach, bekam aber trotz seines energischen Klopfens von Herrn Weber keine Antwort. Leise drückte es die nur an-

gelehnte Türe auf, fuhr aber in demselben Augenblick mit einem lauten Aufschrei zurück.

„Ja, was ist dir denn?“ fragte die Wirtin, als das Mädchen freideweiß und im höchsten Grad bestürzt drunten ankam.



Der Arzt untersuchte den Toten.

„Ach, Nebstodwirtin,“ entgegnete dieses, „der Herr Weber liegt langausgestreckt auf dem Zimmerboden und gibt kein Zeichen von sich. Ich glaub', er ist tot!“

„Wollen gleich 'mal nachsehen,“ sagte der Arzt. „Hier kann ich vorläufig doch nichts tun, droben gibt's vielleicht noch Arbeit für mich,“ und er ging mit der Wirtin hinauf in des vornehmen Gastes Zimmer und fand den Herrn tot.

Der Arzt untersuchte den Toten und „an Gehirnschlag gestorben,“ lautete kurz die Bekanntgabe des Befundes.

„Hier kommt meine Hilfe zu spät. Leichenschauer, Schreiner und Totengräber allein finden noch Arbeit. Gehen wir also wieder hinunter zu Ihrem Mann, Frau Nebstodwirtin, dort gibt's vielleicht bei sorgsamer Pflege noch etwas zu retten.“

Und wirklich, die Bemühungen des Arztes hatten insoweit Erfolg, als der Nebstodwirt mit dem Leben davonkam, aber — blind mußte er fortan auf der schönen Erde herumlaufen. Nie mehr konnte er am Blau des Himmels, nie am Goldglanz der Sonne, am erquickenden Grün der Matten und am blinkenden Morgentau sich freuen. Blind war er durch seine Krankheit geworden, blind blieb er und blind mußte er die Ankunft seines Kindes begrüßen. Nie im Leben konnte er an seinem Anblick sich freuen. Entsetzlich!

Auf natürliche Weise, nach den Gesetzen der Natur war auch hier alles zugegangen. Die Herren hatten sich maßlos betrunken, sich gegen die Natur ver-

sündigt, und diese, die man ungestraft nie beleidigen kann, hatte sofort ein strenges Urteil gesprochen und den Vollzug desselben auf dem Fuße folgen lassen.

Die Leute im Städtchen aber, die ob diesem Fall erschüttert wurden, legten sich die Sache anders aus und sagten: „Gott ist gut, Gott ist die Liebe und Barmherzigkeit, aber er läßt seiner nicht spotten!“

Ein Bubenstreich.

Humoreske von F. F. Masaidet.

Ein Greisler hatte vor seinem Laden ein großes Faß Zwetschgen stehen. Er hatte das Faß ein wenig schief aufgestellt, damit dessen schwachster Inhalt den Vorübergehenden mehr in die Augen fiel. Es bedurfte nur eines leichten Stoßes, um es umzuwerfen. Das hatten auch drei böse Buben bemerkt, die nun einen losen Streich verabredeten, den sie auch sofort ausführten. Sie stießen das Faß um, dessen Inhalt sich nun über das ganze Trottoir bis auf die Straße ergoß, wodurch natürlich eine Menge Neugieriger herbeigelockt wurde.

Der eine der drei Spitzbuben rannte eiligst davon, der zweite blieb ganz keck beim Faß stehen und der dritte lief in den Laden des Greislers hinein und schrie: „Herr Greisler! ein Bub hat das Zwetschgenfaß umgeworfen — dort läuft er noch!“ Der wohlbeleibte Greisler, der das Faß ohnehin hatte fallen



„Herr Greisler! ein Bub hat das Zwetschgenfaß umgeworfen — dort läuft er noch!“

hören, stürzte nun auf die Straße hinaus, wo er den einen Buben wirklich noch laufen sah; doch da er sehr schwerfällig war, konnte er nicht daran denken, den leichtfüßigen Missetäter einzuholen.

Jetzt trat der andere Junge, der beim Faß stehen geblieben war, zu dem Greisler und sagte: „Ich hab'

das Faß geschickt, sonst hätten die andern alle Zwetschgen gestohlen!"

Der Greisler, der sehr bestürzt war, bemühte sich jetzt, die Zwetschgen wieder aufzulesen, was ihm jedoch schlecht gelang, da er sich wegen seines Schmerbauches schwer bücken konnte, und war deshalb froh, daß ihm die beiden Buben behilflich waren, die Zwetschgen in das Faß zurückzubringen.

Als das Faß wieder voll war, sagte er zu den Jungen: „Ihr seid ein paar brave Kerle! Haltet euer Schürzen auf, — euer schönes Betragen soll nicht unbelohnt bleiben.“

Und damit warf er jedem Buben einige Handvoll Zwetschgen in die zusammengefaltete Schürze.

Die kleinen Halunken hatten große Mühe, das Lachen zu verbeißen; sie bedankten sich schönstens und zogen dann stolz und zufrieden von dannen,

als wenn sie ein Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk vollbracht hätten.

Eigentlich hätte jeder von ihnen einen tüchtigen Schilling verdient.



DORF. BEKANNTSCHAFTEN AUS DER SOMMERFRISCHE





Die heilige Stephanskrone.

Historische Erzählung von
Irma v. Troll-Borostháni.

Unter den Kroninsignien aller Reiche gibt es kaum ein so andächtig verehrtes wie die im Auge des magyarischen Volkes mit einem heiligen Nimbus umgebene ungarische Königskrone.

An sie knüpft sich die Einführung des Christentums in Ungarn. Denn König Stephan, der von 997 bis 1038 regierte, war es, der das bis dahin heidnische Reich in einen christlichen Staat umgestaltete. Er errichtete christliche Schulen, berief viele gelehrte Mönche zu Lehrern, baute zahlreiche Kirchen und Kapellen, stiftete zehn reichdotierte Bistümer, führte den Zehnten ein und erhob die Prälaten zum ersten Reichsstande. Er gab allen christlichen Sklaven die Freiheit; die Großen des Reichs aber, die sich dem Christentum widersetzen, überzog er mit Krieg. Für diese Verdienste erhielt Stephan vom Papste Silvester II. eine Krone, welche seitdem den obern Teil der *sacra regni Hungariae corona* bildet, während der untere Teil aus der dem Herzog Geysa, Stephans Vater und Vorgänger in der Regierung, vom griechischen Kaiser Manuel Iulias nebst einem Patriarchenkreuz und dem Titel des apostolischen Königs geschenkten Krone besteht.

Nur die mit dieser heiligen Stephanuskronen vollzogene Krönung verleiht und sichert die ungarische Königswürde; d. h. nur denjenigen erkennt das magyarische Volk als seinen rechtmäßigen Herrscher an, dessen Haupt mit der echten historischen Königskrone gekrönt wurde.

Ist es selbstverständlich die Pflicht des jeweiligen Regenten, die heilige Stephanuskronen streng zu verwahren, welche Aufgabe in den Zeiten eines Interregnums an eigens hierfür erwählte Magnaten, welchen der Titel Kronhüter verliehen wird, übergeht, so ist es ebenso begreiflich, daß in den gerade in Ungarns Geschichte so oftmals auftretenden Perioden des Interregnums oder der Gegenkönige um den Besitz der Stephanuskronen zuweilen mit List und Gewalt gestritten wurde.

Einer der interessantesten an dieses kostbare Diadem geknüpften Zwischenfälle ereignete sich zur Zeit des nach dem Tode des ersten aus dem Hause Habsburg stammenden ungarischen Königs Albrecht II. eingetretenen Interregnums. Als Albrecht schon nach nur zweijähriger Regierung 1439 auf einem Zuge gegen die Türken an der Lagerseele starb, sah seine Witwe, Elisabeth von Luxemburg, ihrer Entbindung entgegen. Da sie sich aber für die Regierung in den damals sehr kriegerischen Zeiten zu schwach fühlte,

willigte sie in eine ihr vorgeschlagene Verbindung mit dem Jagellonen-König Wladislaw III. von Polen, den die Magnaten zugleich zum König von Ungarn erwählten, während gleichzeitig eine andere zahlreiche Partei sich dieser Verbindung widersetzte, um für den Fall, als Albrechts nachgeborenes Kind ein Knabe wäre, diesem die ihm gesetzmäßig zufallende Krone zu sichern.

Aber auch die Königin-Witwe selbst hatte nur scheinbar, um Zeit für die Ausführung ihrer Absichten zu gewinnen, in ihre Vermählung mit Wladislaw eingewilligt. Von einer unerklärlichen Vorahnung beherrscht, daß ihr Kind ein Knabe sein werde, bot sie alles auf, um ihre Vermählung bis zur Entscheidung zu verzögern. Zugleich faßte sie den Plan, sich in den Besitz der Stephanuskronen zu setzen, und der ihr glühend ergebene Erzbischof von Gran, der mächtigste Kirchenfürst des Landes, erklärte sich bereit, wenn ihr Plan ihr gelinge, den königlichen Erben in dessen ersten Lebensstunden zu krönen.

Die heilige Stephanuskronen befand sich zur Zeit nebst den anderen Kroninsignien in der schier uneinnehmbaren Festung Bisegrad in einer schweren eichenen, mit eisernen Bändern versicherten Truhe verwahrt, die in einer mit einer massiven eisernen Tür verschlossenen Nische einer meterdicken Mauer in der Sakristei der alten Schloßkirche stand. Die Tür zu dieser Mauernische war mit drei versiegelten Schlössern versichert, von welchen Schlüssel und Beschlüssen die Königin und die beiden Kronhüter, der Landespaladin Hederváry und der Burghauptmann von Bisegrad, Madar Gara, beide politische Gegner Elisabeths, je ein Exemplar besaßen.

Fast unmöglich schien unter diesen Verhältnissen ein Gelingen des abenteuerlichen Vorhabens der Königin. Durch Bestechung konnte nichts erreicht werden. Zu sorgsam bewachten die beiden der Partei des Jagellonen angehörigen Kronhüter ihren kostbaren Schatz. Und ein Gewaltstreich wäre ein geradezu lächerlicher Versuch gewesen.

Eine Hofdame Elisabeths, Klona Kotanyi, raffte nicht, bis es ihr gelang, einen ebenso kühnen wie schlauen Kriegsplan zu entwerfen, der einen Erfolg des waghalsigen Unternehmens zu versprechen schien.

Im königlichen Schlosse zu Komorn befand sich zur selben Zeit als Büchsenmeister ein junger Edelmann, Dödn Rutics, ein Verwandter Klonas, der erst kürzlich aus Venedig zurückgekehrt war, wo er seine mechanischen und chemischen Kenntnisse sehr vervollkommnet hatte. Dödn liebte seine schöne Cousine, und Klona beschloß, seine Liebe und seine hervorragenden Kenntnisse für ihre Absichten auszunützen. Indem sie ihm dieselben anvertraute, versprach sie ihm ihre Hand für den Fall seiner Mitwirkung und eines Gelingens des hochwichtigen, aber auch sehr gefährlichen Planes. Dödn willigte freudig ein. Um den Preis des Besitzes des geliebten Mädchens war ihm kein Opfer zu groß.

Zugelang berieten die beiden Verschworenen hinter

verschlossenen Türen. Dann entwendete Nlona ihrer königlichen Herrin Schlüssel und Betschaft zu der die Krone beherbergenden Mauernische, deren Obön zu seinen Arbeiten unumgänglich bedurfte. Um in den Besitz der beiden Gegenstände zu gelangen, wäre deren heimliche Aneignung freilich nicht notwendig gewesen, da die Königin sie ihren Getreuen zu dem von ihr selbst angestrebten Ziele freiwillig überantwortet hätte. Die vorsichtige, alle Fälle klug abwägende Hofdame wollte aber nicht, daß die Königin in das gefährliche Unternehmen persönlich verwickelt würde. Im Falle eines Mißlingens des Coups wollte Nlona mit gutem Gewissen es beschwören können, daß der Anschlag ohne Mithilfe der Königin in Scene gesetzt worden war. Hierauf machte sich der Büchsenmeister in seiner Werkstätte an die Fabrication von allerlei Instrumenten, welcher er die

Herstellung verschiedener Salben und Mixturen folgen ließ.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, fuhr Nlona Kotanyi, die sich einen Aufschlag der Königin an den Schlosshauptmann Gara verschafft hatte, mit ihrem Better Ödön Kuticz am Morgen des 20. Februar 1440 in einem Schlitten über die noch hart gefrorene Do-

nau, an deren jenseitigem Ufer, Komorn schräg gegenüber, die feste Burg Bisegrad sich erhebt. Der in das Geheimnis nicht eingeweihte Diener Ödöns, auf dessen Treue er bauen konnte, wurde nach einer nahe gelegenen, zur Zeit unbewohnten Mühle geschickt, wo er mit dem Schlitten auf seinen Herrn warten sollte. Und während er dorthin weiter fuhr, erstiegen die beiden Verschwörer die Burg.

Auf das dem Wachposten zugerufene Losungswort ließen diese die Zugbrücken hernieberlassen, senkten grüßend die Hellebarden, und der herbeieilende Schlosshauptmann bewillkommte die ihm wohlbekannte Hofdame der Königin und ihren Begleiter.

Nachdem Nlona sich ihres Auftrages entledigt und ihren Better dem Schlossherrn vorgestellt hatte, beeilte sich dieser, die Sendlinge der Königin in seine Wohnung zu führen, um sie gastfreundlich mit Trant und Speise zu erquicken.

Bald war der kleine Kreis, dem sich auch Gara's Frau und Kinder zugesellt hatten, in lebhafter Unterhaltung begriffen, und der Burghauptmann wurde nicht müde, Ödön über seine interessanten Erlebnisse in der Fremde auszufragen, da Nlona, dem ausgenommenen Plane gemäß, erzählt hatte, welch große Reisen Kuticz, trotz seiner Jugend, schon unternommen habe, und daß er erst ganz kürzlich aus der Türkei zurückgekehrt sei, wo er lange Zeit in Gefangenschaft geschmachtet habe. Plötzlich aber unterbrach Ödön seine Berichte, ließ sich, von jäher Schwäche übermannt, in den Stuhl zurücksinken und richtete mit matter Stimme an den Schlossherrn die Bitte, sich für einige Stunden zurückziehen zu dürfen, da er sich sehr unwohl fühle.

„O, Sie haben sich von Ihren Strapazen und Leiden der Gefangenschaft noch nicht erholt,“ rief Gara teil-

nahmsvoll. „Ach, nicht das allein,“

antwortete Ödön stammelnd, „aber ich war in der Türkei an der Pest erkrankt, und seither ist es mit meiner Gesundheit sehr schlecht bestellt.“

Mit dem Ausdruck von Sorge und Schrecken ergriff Nlona ihres Betters Hand. „O Gott, du sieberst,“ rief sie ängstlich. „Wir

wollen nur hoffen, daß dies Unwohlsein nicht einen Rückfall in die entsetzliche Krankheit bedeutet.“

Ein peinliches Schweigen folgte diesen Worten. Gara und seine Frau tauschten entsetzte Blicke, und während sie auf einen Wink ihres Mannes mit ihren Kindern rasch das Zimmer verließ, erklärte Gara mit rauhem Tone: „Da ist äußerste Vorsicht nötig. Ich hoffe, daß Sie uns da nicht einen bösen Gast eingeführt haben, Fräulein Kotanyi. Ich werde Ihnen eine Kammer anweisen, wo Sie mit Ihrem kranken Better bleiben müssen, um ihn zu pflegen, und die Sie nicht eher verlassen dürfen, bis er völlig gesund ist. Auch werde ich Ihnen den Burgarzt schicken. Gebe Gott, daß es kein Rückfall der Pest sei!“

Mit diesen Worten eilte Gara aus dem Gemach, um einen Diener zu schicken, der Nlona mit ihrem Better nach dem für sie bestimmten Zimmer führte.

Bald kam der Arzt, untersuchte den stöhnenden.



„Da ist äußerste Vorsicht nötig. Ich hoffe, daß Sie uns da nicht einen bösen Gast eingeführt haben.“

ächzenden Kranken, und als er zu seinem Schreden verschiedene bläulich gefärbte Flecken auf der Haut des Leidenden entdeckte, erklärte er ihn für pestbehaftet, erteilte einige Anordnungen und eilte fort, um nicht wiederzukehren und Auftrag zu geben, daß sich niemand dem Kranken nähern dürfe.

Nur Mlona harrete in treuer Pflege an seiner Seite aus, durch das Fenster die ihr zugeschobenen Medikamente für ihren Vetter und Speise und Trank für sie selbst entgegennehmend.

Als am andern Morgen der Diener wieder an das Fenster der Krankenstube trat, um dem Hoffräulein das Frühstück zu bringen, verblindete ihm Mlona unter heißem Schluchzen, daß ihr Vetter gestorben sei.

Da schickte der Schloßhauptmann zwei Männer, um die Leiche so rasch als möglich einzuscharen. Die Gesichter mit in Essig getauchten Lappen bis auf die Augen verhüllt, Berg in Mund und Nase, schickten sie sich an, den Leichnam mit den mitgebrachten langen Eisenhacken aus der Kammer zu zerren, während sie mit Wacholberbeeren um sich herum räuchernten.

Die Hofdame widersetzte sich diesem pietätlosen Beginnen. Im Namen der Königin, bei der sie Beschwerde einlegen würde wegen Mißachtung des Toten, der ein im Dienste der Königin angestellter Edelmann gewesen, forderte sie, daß die Leiche in einen Sarg gelegt und eine Nacht lang in der Kirche oder in der Totenkammer beigelegt und erst am andern Morgen und zwar in geweihter Erde begraben werde. Sie selbst, um niemand andern einer Gefahr der Ansteckung auszusetzen, wolle bei ihrem Vetter die Totenwache halten und die Totengebete verrichten.

Gara wagte nicht, die Forderungen der, wie er wußte, bei der Königin in hoher Gunst stehenden Hofdame unerfüllt zu lassen. Er ließ daher in aller Eile aus ein paar rohen Brettern einen primitiven Sarg zimmern, und schon nach wenigen Stunden erschienen die beiden Knechte mit demselben in dem Totenzimmer, und obgleich sie den bereits schwarzblau gewordenen Leichnam kaum anzuschauen wagten, mußten sie doch dem Fräulein behilflich sein, ihn mittelst Stangen und Stricken in den Sarg zu legen. Dann schlangen sie ein starkes Seil um den Sarg, schoben ihn auf einen kleinen Handwagen und rollten diesen mit seiner unheimlichen Bürde in die in einem alten Turm neben der Schloßkapelle gelegene Totenkammer. Darauf begaben sie sich, dem Befehl des Burghauptmanns gemäß, in das Sterbezimmer, um das Bett, worin der Kranke gelegen, zu verbrennen, die übrigen Gerätschaften mit kochendem Wasser zu übergießen und die Kammer auszuräuchern.

Mlona aber hielt treue Totenwache, und wer etwa von den Schloßbewohnern an der Totenkammer vorbeisritt, sah sie neben dem Sarge knien und hörte sie von Weinen unterbrochene Gebete murmeln.

Als aber die Nacht hereingebrochen war und die tiefe Stille zeigte, daß mit Ausnahme der Burgwache

alle Inwohner des Schlosses zur Ruhe gegangen waren, erhob sich der vermeintlich Tote aus seinem Schreine, dessen Deckel, um in den Sarg Luft einströmen zu lassen, Mlona sogleich, nachdem die Knechte enteilt waren, gelockert hatte. Und nun machten sich die beiden Verbündeten an ihre schwere Arbeit der Erschließung der den zu erringenden kostbaren Schatz bergenden massiven Türen, nachdem sie vorher die Fensterchen verhängt und die Ausgangstüre versperrt hatten. War es ihnen jedoch nach mehreren vergeblichen Versuchen verhältnismäßig rasch gelungen, die Türen von der Totenkammer in die Kapelle und von dieser in die Sakristei mittels der in Obdons und Mlonas Kleidertaschen verborgenen Instrumente zu öffnen, so spottete dagegen die kleine, schwere Eisentür zu der Mauernische, in der die Truhe mit der Krone stand, allen Anstrengungen. Keiner der Nachschlüssel paßte in die Schlösser, keine Feile, kein Stemmeisen vermochte sie zu öffnen. Was nützte es ihnen, daß sich die Siegel mittels einer erhitzten



Keiner der Nachschlüssel paßte in die Schlösser, keine Feile, kein Stemmeisen vermochte sie zu öffnen.

Stahlklinge lösen ließen, daß das eine der Schlösser sich mit dem von Mlona mitgebrachten Schlüssel der Königin sogleich öffnete, wenn die beiden anderen Schlösser unbefiegbaren Widerstand boten!

Eine verzweifelte Ratlosigkeit wollte sich ihrer bemächtigen, denn das einzige ihnen zu Gebote stehende Mittel: die Schlösser mit Schießpulver aufzusprennen,

setzte sie äußerster Gefahr aus. Denn nicht nur konnte der Raub in Folge der gewaltsamen Zerstörung der Schlösser viel leichter entdeckt werden, sondern auch der bei der Explosion ganz unvermeidliche Knall mußte von den Wachen gehört werden und würde diese zur Untersuchung der Ursache des Lärmes herbeiführen.

Und dennoch mußte das gefährliche Wagnis unternommen werden. Es gab keine Wahl, es gab keinen andern Ausweg.

Ödön füllte die beiden Schlüssellocher mit Schießpulver und steckte in jedes eine Zündschnur, deren äußere Enden er anbrannte, dann eilte er mit seiner Gefährtin in die Totenkammer zurück und streckte sich, nachdem sie vorher vom Fensterchen die Hülle entfernt und den Riegel der Ausgangstür zurückgeschoben, die Tür in die Kapelle aber zugezogen hatten, wieder in seinen Sarg, dessen Deckel Nona über ihn schob.

Und schon ertönte ein kurzer, schußähnlicher Knall, dem ein metallisches Klirren der zerreißenen stählernen Schloßfedern sich beimißte.

Dann wurde alles still.

Aber nur wenige Augenblicke. Denn kaum hatte Nona noch Zeit gefunden, mit ihren bebenden Fingern eine Hand voll Harz auf die von den Knechten zur Räucherung mitgebrachte, mit glühenden Kohlen gefüllte Pechpfanne zu werfen, um in dem sich entwickelnden Rauch den sich merkbar machenden Pulvergeruch zu ersticken, als im Schloßhof Stimmen und Kommandorufe, Waffengeklirr und schwere, dröhnende Lauffschritte laut wurden. Und jetzt näherten sich die wichtigen Tritte dem Turme, ein Thor wurde aufgeschlossen und laut schallten auf den Steinfliesen des engen, gewölbten Korridors die heraneilenden Schritte.

Nona fühlte sich einer Dohnmacht nahe. Ihr Herzschlag stockte. Nicht nur das Gelingen ihres Planes, auch ihre Freiheit stand auf dem Spiele. Wenn ihr verwegener Anschlag entdeckt wurde, konnte niemand, auch die Königin nicht, sie und ihren Better vor schwerer Freiheitsstrafe retten.

Wider warf sie sich neben dem Sarge auf die Kniee nieder; wieder faltete sie betend ihre Hände. Aber nicht in erheucheltem Totengebet, sondern in heißem Flehen um Gelingen ihres in treuer Liebe zu ihrer königlichen Herrin zur Sicherung der gesetzmäßigen Thronfolge tollkühn versuchten Unternehmens.

Da wurde die Tür aufgestoßen. Der Rottmeister der Wachronde, hinter ihm seine Kriegsknechte, stand auf der Schwelle.

„Was geht hier vor?“ fragte er mit rauher Stimme. „Was ist hier geschehen? Wer hat hier einen Schuß abgefeuert?“

Ihren ganzen Mut zusammennehmend, erhob sich Nona von den Knieen, und mit voller Ruhe und vortrefflich gespielmtem Erstaunen antwortete sie: „Hier — was soll hier geschehen sein? Nichts ist geschehen. Es hat auch niemand geschossen. Was soll Eure Frage? Ich verstehe nicht, was Ihr meint.“

Der Kriegsmann schickte einen mißtrauischen Blick durch den raucherfüllten Raum. Dann fragte er wieder: „Habt Ihr denn den Schuß nicht gehört? — Er kam doch aus der Richtung der Kammer oder der Kapelle.“

Nona nickte. „Ja, allerdings. Auch ich habe etwas gehört. Aber von woher es kam, das weiß ich nicht. Es mag wohl das Krachen des Donau-eises gewesen sein.“

„Um — da mögt Ihr recht haben,“ meinte der Rottmeister. „Es wird das brechende Eis gewesen sein. Es kommt ja öfter vor, daß es so knallt wie ein Schuß.“ Und mit kurzem Gruße, noch einen hastigen scheuen Blick auf den Sarg werfend, neben dem Nona unbeweglich stand, beeilte er sich, die Tür zuzuziehen und mit seinen Leuten den gefährlichen Ort zu verlassen.

Eine Viertelstunde später herrschte wieder tiefe Stille in der Burg. Ödön und Nona aber schlichen in die Sakristei und untersuchten die Wirkung des Sprengschusses. Er war vollkommen gelungen. Ohne die äußere Eisenplatte der Schlösser zu beschädigen, hatte er die Federn abgeprengt, und so bedurfte es nur mehr geringer Arbeit, um die Tür zu öffnen.

Ein Gefühl triumphierender Freude erfüllte die Herzen des kühnen Paares, als sie die eichene Truhe, die den kostbaren Schatz barg, vor sich sahen. Bald aber erkannten sie, daß dessen Erlangung neue Schwierigkeiten sich entgegensezten, denn auch diese mit schweren Eisenbändern versicherte Kiste war mit mehreren Schlössern versehen, die sich mit Ödöns Dietrichen nicht öffnen ließen und seinen schärfsten Feilen Widerstand boten. Einen abermaligen Sprengschuß zu unternehmen, wäre aber ein Wagnis gewesen, das unvermeidlich zur Entdeckung hätte führen müssen. Der Verdacht der Wache durfte nicht zum zweiten Male rege gemacht werden, sollte nicht alles vereitelt werden. Und schon war die Nacht weit vorgerückt, der Morgen nahte, da die Knechte kommen würden, um Ruticz' Leiche abzuholen.

Einige Minuten starrte Ödön ratlos vor sich hin. Plötzlich erhellte sich sein Auge. „Nur getrost!“ flüsterte er Nona zu, „die Schlösser sollen uns nicht hindern. Es gibt ein anderes Mittel, zu dem Inhalt der Kiste zu gelangen.“

Mit rascher Hand bohrte er ein Loch in die eine Holzwand der Truhe, führte durch dasselbe eine kleine, scharfe Säge ein und erweiterte es nach Abbiegung einiger Beschläge so weit, daß es Nonas schlanker Hand gelang, die heiß ersehnte Krone durch die Lücke herauszuziehen.

Mit einem leisen Jubelschrei fielen sich die Verbündeten in die Arme, als sie das Kleinod in den Händen hielten. Aber sie hatten nicht Muße, sich ihrer Siegesfreude hinzugeben. Denn die Zeit drängte, die verräterischen Spuren ihrer Tätigkeit zu beseitigen. Während Nona die Krone in ihren Nachtsack einnähte, beeilte sich Ödön, die Tür der Mauernische zu verschließen, die abgelösten Siegel festzukleben und die herumliegenden Holz- und Eisenplitter zu entfernen.

Als am folgenden Morgen die beiden Knechte kamen, um den kleinen Handwagen mit dem Totenschreine abzuholen, lag Ddön wieder in seinem Sarge, in dessen Deckel Mlona mittlerweile mehrere kleine Luftlöcher gebohrt hatte, die aber niemand bemerkte, denn die Knechte hatten wieder dicke, in Essig getauchte Tücher über ihr Gesicht gehüllt, durch deren kleine Gucklöcher sie kaum zu schauen vermochten, und der Burggeistliche, der im kleinen Vorhof vor dem alten Turme der vermeintlichen Leiche harnte, um sie einzusegnen, sowie der bei der Ceremonie anwesende Schloßhauptmann hielten sich in so ängstlicher Entfernung von dem Sarge, daß sie die winzigen, wenn auch zahlreichen Lücken nicht wahrnehmen konnten.

Nachdem der Geistliche, der so rasch als möglich seines Amtes gewaltet hatte, und während die Knechte den Sarg von dem Wägelchen auf einen Hand-schlitten luden, wendete sich Sara gegen Mlona und rief ihr zu: „Der Allmächtige scheint Sie wunderbarerweise bis jetzt vor Ansteckung bewahrt zu haben. Doch kann man dessen noch nicht sicher sein, ob Sie nicht den Keim der Ansteckung in sich tragen und doch noch erkranken. Sie dürfen daher sechs Tage lang keinem Menschen in die Nähe kommen. Die Knechte werden Sie nach dem Begräbnis zu einem außerhalb des Dorfes gelegenen kleinen Häuschen führen, das ich für Sie habe eingerichtet, mit genügenden Nahrungsmitteln und Holz zur Feuerung versehen lassen. Dort müssen Sie die Zeit über bleiben. Ich hoffe, Sie nach sechs Tagen gesund wiederzusehen.“

Mlona dankte mit einer stummen Verbeugung und folgte dem Schlitten mit dem Sarge, den die beiden Knechte jetzt durch das Burgtor auf die verschneite Straße zogen.

Da sie den näheren Weg durch das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf nicht nehmen durften, gelangten sie erst nach zwei Stunden an den kleinen Birkenwald, hinter welchem der Friedhof lag. Da erklärte Mlona, die von dem weiten, mühsamen Weg sichtlich ermüdet war und sich kaum mehr vorwärts zu schleppen vermochte, nicht mehr weiter zu können, ohne sich ausgerastet zu haben. Erschöpft ließ sie sich auf den Schlitten sinken, auf den sie vorher schon ihren Reisefack mit der darin eingenähten schweren Krone ge-

legt hatte, und bat, ein wenig ruhen zu dürfen, worauf die Knechte, welche die verdoppelte Last nicht zu ziehen vermochten, aber auch nicht länger als unerläßlich in der gefährlichen Nähe bleiben wollten, be-rieten, was zu tun sei, und nach kurzer Überlegung dem Fräulein den Vorschlag machten, hier auf dem Schlitten zu ruhen, während sie auf den Kirchhof gehen wollten, das Grab auszuschaufeln. In einer Stunde etwa würden sie zurückkommen, um den Sarg zu holen.

Mlona willigte gerne ein; war es doch gerade das, was sie wollte. Als die Knechte gegangen waren und Mlona, scharf in die Runde spähend, weit und breit kein lebendes Wesen erblickte, hob sie den Sargdeckel, und Ddön kroch rasch aus dem Schreine hervor. Nach-

dem sie denselben eiligst mit Steinen und Meißig angefüllt hatten, um die Last des Körpers zu ersetzen, nahm Ddön Abschied von der Geliebten und schlug sich in das Birkenwäldchen, wo er sich die greulichen blauen Flecken mit Schnee von Gesicht und Händen rieb und dann nach der seinem Diener bezeichneten Mühle weiter eilte. Und während er diesen in das nächste Dorf schickte, um einen Schlitten zu mieten und mit demselben hierher zurückzukehren und Mlona zu erwarten, bespannte er seinen eigenen Schlitten und fuhr so rasch, als die Pferdelaufen konnten, der Donau und über dieselbe Komorn zu.

Mlona setzte unterdessen mit den nach etwa einer Stunde zurückgekehrten Knechten den unterbrochenen Weg zum Kirchhof fort, sprach weinend ein letztes Gebet über den in die Grube gesenkten Sarg und ließ sich von den Männern, nachdem sie das Grab zugeschaufelt hatten, zu dem ihr als „Quarantäne“ bestimmten Häuschen führen.

Kaum aber waren die sich entfernenden Knechte außer Gesichtswerte gekommen, so verließ auch Mlona das Häuschen und wanderte, obgleich von den Aufregungen und Anstrengungen in Geist und Körper aufs äußerste erschöpft, ihre entwindenden Kräfte zusammenfassend, der Mühle zu, um dort mit Bängen des Eintreffens von Ddöns Diener zu harren. Endlich kam auch dieser. Tief aufatmend warf sich Mlona in den von ihm mitgebrachten Schlitten und fort



„Der Allmächtige scheint Sie wunderbarerweise bis jetzt vor Ansteckung bewahrt zu haben.“

ging es über die glitzernde Schneefläche dem königlichen Schlosse zu, um der geliebten Fürstin die mit so viel List und Schlaueit und tollkühnem Wagemut erbeutete Krone zu Füßen zu legen.

In derselben Nacht hatte die Königin-Witwe Elisabeth einem Knaben das Leben geschenkt. Obgleich es ein schwaches, nur mit Aufgebot der größten Mühen am Leben erhaltbares Kind war, so brachte die Kunde von dessen Geburt der königlichen Partei doch große Erstarkung. Das Volk jubelte seinem landeseingeborenen gesetzmäßigen König zu und forderte dessen sofortige Krönung.

Die Jagellonen-Partei ließ sich hierdurch aber nicht einschüchtern. Mit bewaffneten Truppen zog der Führer dieser Partei, der Paladin Hedervary, vor die Bisegrader Burg und verweigerte die Herausgabe der heiligen Stephanskronen. Welche Verblüffung bemächtigte sich aber der Jagellonisten, als am 15. Mai 1440 der königliche Knabe — in der Geschichte als Ladislaus Posthumus bekannt — vom Fürstprimas von Gran mit dieser selben heiligen Stephanskronen mit feierlichem Pomp zum Könige von Ungarn getront wurde!

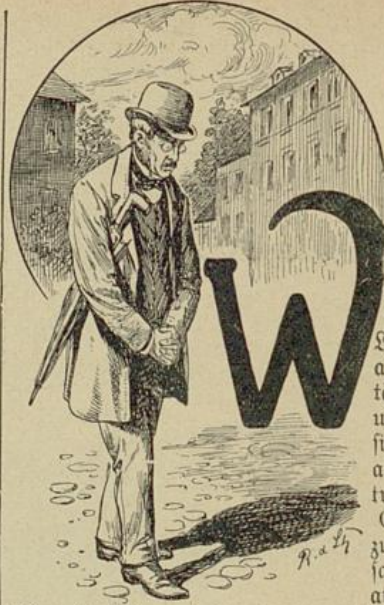
Trotzdem aber riefen die Unionisten den Polenkönig Ladislaw III. ins Land und erwählten ihn zum König von Ungarn. So entstand im Innern des Landes ein blutiger Bürgerkrieg, in dem Ungarn gegen Ungarn um den König kämpften, während an den Grenzen des Reiches die ungarischen Waffen sich gegen die fortwährenden Einbrüche der Türken wehrten. Erst nachdem Wladislaw III. 1444 bei Varna gegen die Türken fiel, konnte Ladislaus Posthumus, der Sohn Albrechts und Elisabeths, von seinem ganzen Reiche anerkannt, den Thron besteigen, während für die Zeit seiner Unmündigkeit Johann Hunyad zum Gouvernator des Reichs gewählt wurde.

War es Klona und Odön nicht gegönnt worden, durch ihre kühne Tat dem Bruderkriege in ihrem Vaterlande vorzubeugen, so wurden sie von der Königin doch reich belohnt. Mit kostbaren Geschenken huldvoll ihres Dienstes enthoben, mit ihrem Vetter, dem tapferen Büchsenmeister, vermählt und mit einem großen Freigute bei Güns belohnt, wurde die einstige Hofdame Klona Kotanyi die Stammutter eines noch jetzt blühenden Geschlechts.

Geburtstagsbescherung.

Die Gattin sticte,
Die Älteste sticte,
Die Zweite sticte,
Die Dritte sticte,
Und keine stricte
Und keine sticte.

Hab' jetzt ein Paar gesticte Schuh'
Und keinen ganzen Strumpf dazu.



Wie schön
ist Gottes
Welt!

Wie schön ist Gottes Welt! — seufzte Herr Liborius Gerst, als er wie alltäglich pünktlich um dreiviertel sieben Uhr früh auf die Straße trat, um in die Geschäftsstube zu gehen. Langsam schritt er und atmete mit vollen

Jügen die Morgenluft. Ueppig grüntem die Bäume, Rosen blühtem in den Vorgärten der Häuser. Angstlich, als suchten sie Verlorenes, schautem seine Augen umher und dann sahen sie traurig zum Himmel. „Wie schön ist Gottes Welt! Aber es muß wohl Menschen geben, so ist es sein Wille, für welche die schöne Gotteswelt nichts bietet als Bitternis. Keine Seele erfreuen sie und genießen selbst trotz des heißen Begehrens in ihrem Herzen keine Freude. Sie haben Augen, um zu sehen, und Ohren, um zu hören — und doch ist all die sommerliche Pracht, das heitere Grün, der heitere Himmel, der Vogelgesang, welcher lieblich tönt, nicht für sie. Ihnen gehört nur der dämmernde Abend und die dunkle Nacht. Ausschlossen sind sie vom freudigen Licht. Rechnen . . . und immer rechnen . . . kein Sonnenstrahl dringt in die moderige Stube und betupft, wie ein Gruß vom frohen Draußen, die düstere Tapete. Freude gibt es ringsum die Fülle — aber nicht für mich, der nicht einmal das Glück der Kindheit kannte. Als ich ein kleiner Bube war, mußte ich hart arbeiten, während die anderen spielten; kaum zwölf Jahre alt geworden, brachte mein Vater mich in die Lehre . . . und dann . . .“

Herr Liborius senkte die Augen, als habe er kein Recht, auch nur flüchtige Minuten an der Gotteswelt sich zu erfreuen.

„Und dann,“ seufzte er, „nach harten Lehrjahren, welche meinen Rücken krümmten, saß ich an demselben Pult, in derselben Stube, deren rauchgeschwärzte Tapete immer dunkler wurde, und rechnete und schrieb. Heut sind es fünfzig Jahre, seit mein armer Vater mich in die Lehre gebracht.“

Bei dem Großvater selig des jetzigen Besitzers der alten Firma S. Klein & Söhne war er als Lehrling und Gehilfe gewesen, fast dreißig Jahre hatte

er dem Vater gebient und hielt nun, als auch dieser gestorben war, seit manchem Jahre bei dem jungen Herrn aus. Immer dasselbe wiederholend, gleich dem Tictack des Pendels der großen Uhr in der Geschäftsstube, eintönig gleichförmig war ein halbes Jahrhundert vorübergezogen wie ein nebeliger Tag — morgens um sieben Uhr in die Geschäftsstube, abends um sieben Uhr heim und dazwischen eine knappe Stunde für das Mittagbrot. Wie er so jahrein jahraus emsig rechnend und schreibend über seinen Büchern saß und immer nur eintrug, was ewig und ewig sich wiederholte, war ihm sein Leben geworden wie ein ödes, endloses Rechenexempel.

Wie er jetzt langsam ging und Rückschau hielt auf ein halbes Jahrhundert, sagte er sich immer wieder: „Gerechnet habe ich — gerechnet und verrechnet mich nie — alles stimmte — und alles so akkurat, daß nicht einmal ein Haarstrich verschwamm. Hätten all die Zahlen Leben, die ich mit sicherer Hand hingeschrieben, könnten sie reden, keine würde mich anklagen, daß ich sie an eine falsche Stelle gesetzt oder, wenn irgend einmal eine bittere Laune mich erfaßt, ihr eine ungefällige Gestalt gegeben. Alles akkurat — und alles stimmt — nicht ein einziges Mal verrechnet. Verrechnet habe ich nur das Exempel meines Lebens. Wie schön ist Gottes Welt! Aber nicht für mich.“

Beschwert von traurigen Gedanken, wie sie noch nie eine solche Gewalt über ihn gewonnen, betrat er die niedrige Geschäftsstube und öffnete die Fenster, welche auf den schmalen Hof sahen. Außer dem Doppelpult und den Regalen enthielt dieselbe nur noch einen Schrank mit der Kopierpresse, ein Tischchen, den Pultschemel und einige Stühle. An der Wand, den Fenstern gegenüber, hing neben der Uhr ein altes Bild in einem alten Rahmen, den seligen Herrn Johannes S. Klein darstellend, bei dem Herr Liborius vor fünfzig Jahren in die Lehre getreten war. Herr Liborius, welcher sonst, wenn er die Geschäftsstube betrat, nur Augen für seine Contobücher hatte, trat heut, ehe er nach der Feder griff, vor das Bild seines alten Herrn und sah es voll Wehmut an. Seit dem Tode des Vaters des jetzigen Besitzers arbeitete Herr Liborius allein in der alten Geschäftsstube. Seinen Chef sprach er in der Regel nur zweimal am Tage, wenn er zu bestimmten Stunden hinüber in dessen Kabinett ging, um Rapport zu erstatten und Befehle, die kurz gegeben wurden, entgegenzunehmen. Dieses Alleinsein den langen Tag über stimmte ihn mitunter so trübe, daß er das Gefühl hatte, er arbeite in einem Zellengefängnis. Wie er nun unverwandt das Bild ansah, kam ihm deutlich die alte Zeit wieder in das Gedächtnis, wo er mit dem alten Herrn an demselben Pulte gearbeitet. Herr Johannes S. Klein war ein strenger Mann gewesen, rauh in seinen Aeußerungen, der an sich selbst große Anforderungen stellte und ein gleiches von denen forderte, welche unter seinem Befehl standen. Aber unter der rauhen Außenseite schlug

ihm ein warmes Herz und er kehrte nie den trotzigsten Herrn heraus, der hoch über seinen Untergebenen steht. War einmal weniger zu tun, so begann er auch wohl ein gemüthliches Gespräch und scherzte und lachte, erzählte von seiner Familie, von seinen Reisen in England und Spanien und pries den Kaufmannsstand als den höchsten und edelsten in der weiten Welt. Was ein rechter Kaufmann ist, befehle er oder diene er, trägt den Kopf hoch, und stolz schaut er um sich. Ohne sein emsiges Schaffen lebten die Menschen kümmerlich, verkämen in Elend und Dummheit. Das Höchste wie das Geringsste schafft er ihnen. Sein gewaltiger Arm reicht über den Ozean und die hemmenden Berge, aus der Erde holt er Schätze. Denn was die Menschen wirken, wirken sie für den Kaufmann, den Mittler, den Verteiler. Wissenschaft und Kunst dienen ihm, für ihn schafft man in den Fabriken, und der Segen des Landmanns strömt in seine Hände. Dem gebietenden Kaufmann gehört die Welt, und als vor Jahrhunderten jene Kaufleute, die Medici, Fürsten wurden, gewannen sie dadurch nicht an Hoheit. Herr Johannes S. Klein sagte das alles aus Überzeugung und trug auch noch in seinem Alter, wie er es vom Kaufmann verlangte, den Kopf hoch und schaute stolz um sich. Herr Liborius hatte ihn nie recht begriffen, wenn er so redete. Ob einer befehlt oder ob einer gehorcht, das schien ihm ein gewaltiger Unterschied, und er meinte auch, der Prinzipal würde sich gewundert haben, wenn es ihm, dem Buchhalter Liborius Gerst, eingefallen wäre, den Kopf so recht hoch zu tragen und stolz um sich zu blicken. Seine trübe Kindheit und die schweren Lehrjahre hatten im Gegentheil die Empfindung in ihm geweckt, er sei ein recht armseliges Menschenkind, der Niedrigsten einer, und es stehe ihm ganz und gar nicht an, daß er groß tue. Erzählte nun Herr Johannes von England und von Spanien und wie er einmal in Bremen im Handumdrehen ein gewichtiges Geschäft abgeschlossen, welches ihm eine bedeutende Einnahme geschafft, erzählte er von seinem Gewinn, der stetig wuchs, und wie er kraft seiner Arbeit eine Stellung im Städtchen sich errungen, daß er nicht einmal dem Bürgermeister weiche: da fand Herr Liborius das alles recht schön und ergötlich, er gönnte dem Alten seinen Stolz, aber er konnte nicht begreifen, weshalb nun er in seiner bescheidenen Stellung, aus welcher herauszukommen er keinen Ausweg sah, gleichfalls den Kopf hoch tragen müsse. Im Gegentheil: je erhabener der Alte sich fühlte, je geduckter kam Herr Liborius sich vor.

Das Zusammenleben mit dem alten Herrn trat ihm recht deutlich in das Gedächtnis und es war ihm sogar, als würde das nachgebunkelte Bild lebendig, beugte sich aus dem Rahmen und redete zu ihm. Und wahrhaftig, jetzt vertieft sich's um die Lippen zu jenem drolligen Zuge, der jedesmal sich zeigte, wenn Herr Johannes mit sich zufrieden war — gerade jetzt erzählt er die Geschichte von dem großen Handelsabluß zu Bremen. —

„Also sitzen wir in der Trinktube und ich sage: „Dies ist mein Preis. Ist's Euch recht, so schlägt ein.“

Gewichtig schüttelt der Bremer den Kopf.

„Um diesen Preis meine Ware loszuschlagen,“ sagt er und nippt vom guten Gewächs, „ist mir ebenso unmöglich, wie es Euch unmöglich ist, Gevatter, den Humpen da vor Euch, der bis zum Rande gefüllt ist, in einem Zuge zu leeren.“

Ich blinze in den goldigen Wein.

„Meint Ihr?“ lache ich. „Und wenn ich ihn leere auf einen Zug . . .“

„Dann gilt's, Gevatter. Und Ihr habt die Ware um Euren Preis.“

Laut lacht er und nippt vom Wein, dann lacht er wieder.

„Topp! Ein Mann, ein Wort!“

Weiter sage ich nichts — weiter kein Sterbenswörtchen — und fasse den Humpen — und setze an — der Wein ist schwer und durchrieselt mich . . .

„Sie haben den Humpen leer getrunken?“ fragte erstaunt Herr Liborius — ganz so, wie er damals gefragt, als der alte Herr ihm die verwunderliche Geschichte erzählte.

Bis auf die Nagelprobe! Das versteht sich. Und mein Bremer schlägt auf den Tisch und sagt: „Ein Kaufmannswort! Die Ware ist Euer. Was übrigens Euren Durst betrifft, Gevatter, den hole der Teufel!“

Später aber, lieber Gerst, hat er meinen Durst gepriesen. Denn wir haben die Jahre über noch manches Geschäft gemacht, an welchem wir beide gewannen. Ja, ja, ein rechter Kaufmann muß vieles verstehen, vor nichts darf er zurückschrecken. Das heißt: Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.

So hatte Herr Liborius mit dem Bilde gesprochen, und das Bild hatte ihm die Geschichte von dem großen Handelsabschluß in Bremen erzählt. Und wie es redete: „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten,“ da fuhr Herr Liborius zusammen, strich sich über die Augen und nahm ein Contobuch zur Hand, welches er aufschlug. Er nahm auch die Feder und wollte schreiben. Aber sonderbar! Die Zahlen, welche er ein halbes Jahrhundert lang bemeistert, spielten heut den Meister und wollten sich nicht regieren lassen. Er hielt die Feder in der Hand und starrte auf das halbbeschriebene Blatt. Kribbelnd bewegten sich die Zahlen vor seinen Augen und begannen zu wispern und zu raunen, sie erzählten ihm eine alte Geschichte, leise und doch deutlich. Auch die störenden Gedanken zu vertreiben. Der alte Herr war schon lange unter der Erde. Fünfundzwanzig Jahre zähltest du. Das war in derselben Geschäftstube, an demselben Doppelpult, und dir gegenüber

arbeitete des alten Herrn Sohn, Herr Peter J. Klein, der keinem je ein liebevolles Wort gegönnt. Denkst du, Liborius, seiner Schwester, die damals blühte in holber Jugend? Denkst du ihrer Augen, welche groß und verlangend dich ansahen? ihrer linden Stimme, die mit leisem Jubel deinen Namen rief? Denkst du daran? Und wie sie dir im Traum erschien, ihre blonden Haare leuchteten wie ein Heiligenschein und du glaubtest, sie sei ein Engel, unerreicher dem sterblichen Menschen? Und wie tags darauf ihr Bruder, dein Prinzipal, hatte für einige Stunden aufs Land fahren müssen und dein Engel zu dir in diese alte Geschäftstube schlüpfte? Wie ihr euch umfangen gehalten und geküßt? Denkst du daran, Liborius? Keiner war Zeuge als wir Zahlen in den dicken Büchern, die wir unsterblich uns immer wiederholen. Es war eine kurze Minute voll Jubel . . . ein Sonnenblick am Nebeltage, welcher endlos scheint — und wenn er versank, kommt die sternenlose Nacht. Ihr Bruder, dein Prinzipal, hätte sie dir armen Burschen nie gegeben. Das wußtet ihr und habt ihn auch nicht darum gefragt. Er verheiratete sie einem andern, einem ungeliebten Manne — willenlos ließ sie es geschehen. War es ihre Sünde, daß sie von dir sich losriß, so hat sie schwer gebüßt. Ihr Mann mißhandelte sie, ergab sich dem Trunk, dann verkam er. Früh wachte sie und lebt nun einsam — wie du . . .

Wie so die Zeugen seiner glücklichen Minuten, die Zahlen, zu ihm redeten, seufzte Herr Liborius schwer auf und Tränen füllten seine Augen. Einsam lebt sie — wie ich. Das Gedenken an sie kam ihm nicht aus dem Sinn. Einsam wir beide und hätten doch gemeinsam ein Leben führen können voll stillen Glückes. Nicht der Besitz macht den Menschen reich — reich macht ihn die treue Pflichterfüllung und die Liebe, die gibt und nimmt. Nur im Bewußtsein liegt der Reichtum der Menschen — ach und im Bewußtsein liegt auch diese schreckliche Sünde . . . diese Armut. So ging ich allein durch das Leben all die langen Jahre . . . und auch sie ist einsam . . . weshalb? weshalb?

Unaufhörlich stiegen seine Tränen und verschleierten ihm die Augen. Durch den Schleier schaut er ihr süßes Bild . . . sie sieht ihn an mit verlangenden lieben Augen . . . es wirrt sich ihm im Kopf . . . und er hört, wie die guten Zahlen heimlich wispern und raunen.

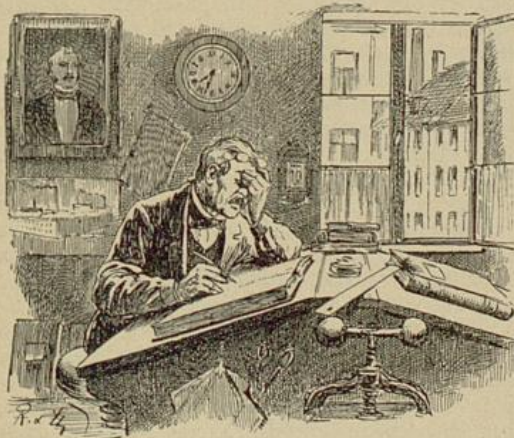
Einsam in Gottes schöner Welt! Das ist der Lohn für fünfzigjährige rastlose treue Arbeit. So viel Bitternis überwältigt ihn, daß er hätte aufschreien mögen vor Seelenschmerz. Seines alten Herrn gedenkt er, des einzigen, der ihm hie und da ein mitteilbares Wort gegönnt . . . und seines Sohnes Peter J. Klein, der Jahr auf Jahr ihm gegenüber gesessen, ohne nur ein einziges Mal zu ihm geredet zu haben, wie der Mensch zum Menschen spricht . . . der knauernd nichts gekannt als seinen Vorteil . . . der nicht der stolze Kaufherr gewesen, wie Herr Johannes ihn gewollt, hochgehoben den

Kopf mit dem weitsehenden Blick . . . der verachtend auf ihn herabgeblickt, auf Liborius Gerst, welcher mit aller Kraft an der Größe des Hauses S. Klein & Söhne geschafft. Und Herr Liborius gedenkt seines jetzigen Prinzipals, dessen Rede alle fürchten, der in dummer Hoffart kaum einen Gruß erwidert.

Was in langer Pein sich angesammelt, der Schmerz seines vereinsamten Lebens, die Gleichförmigkeit, die tödlich ist, all der Mangel an Sonne und Liebe — jetzt, zurückgedrängt, bricht es hervor, daß er aufschluchzt wie ein Kind.

„Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.“

Deutlich vernimmt Herr Liborius diese mahnenden Worte. Sie kommen von der Wand her, wo das



Einsam in Gottes schöner Welt! Das ist der Lohn für fünfzigjährige rastlose treue Arbeit.

Bild hängt. Und es war der Ton der Stimme des alten Herrn.

Er wendet sich — die Tränen sind verfliegen — und starrt auf das Bild. Aber blöde blickt es zu ihm aus seinem dunklen Hintergrund.

„Es hat aber doch zu mir gesprochen,“ sagt sich Herr Liborius und wiederholt halblaut die bedeutsamen Worte: „Alles zu seiner Zeit. Und jetzt wollen wir arbeiten.“

Er atmet auf und beugt sich über das Contobuch. Seine Augen sind jetzt ganz frei, und was er sieht, ist nicht der Spuk eines Bildes oder der Zahlen, welche vor seinen Augen sich verwirren.

Das halbbeschriebene Blatt des großen Contobuches ist naß und die Zahlen sind zum Teil verwischt — verwischt von seinen Tränen, welche das Leid ihm entpreßt, das er fünfzig Jahre lang still in sich getragen! Erst ist er starr vor Schrecken — seine Bücher waren ihm wie ein Heiligtum, in denen er nichts Unsauberes geduldet.

Wie allmählich wieder Leben in ihn kommt, packt er das Buch, wirft es auf das Pult und lacht auf in wahnwitziger Verbitterung.

Durch die geöffneten Fenster trägt sich das Lachen

in das Comptoir im Vorderhause, daß die jungen Leute, welche dort arbeiten, aufforchen, und es trägt sich in das Kabinett des Herrn Engelbert P. Klein, des Prinzipals.

„Ist der alte Esel verrückt geworden?“ fragt er sich unwirsch. „Statt seine Pflicht zu tun, macht er sich einen Spaß — in meiner Geschäftsstube — am Morgen — meine Zeit, denn ich bezahle ihn, stiehlt er mir. Da schlägt die Uhr — halb neun — er hätte schon bei mir sein müssen, um meine Befehle entgegenzunehmen. Rede soll er mir stehen . . .“

Zornig springt er auf und geht, ohne die Grüße seiner Angestellten zu beachten, durch das Comptoir. Sein Gesicht glüht, und in den Augen ist ein Flackern, daß die jungen Leute gleich wissen: jetzt bricht ein Gewitter los.

„Spitzt die Ohren, Kinder,“ flüstert einer der Comptoiristen. „Ich wette, daß er's dem Buchhalter gründlich steckt. Ubrigens hätte ich's nie geglaubt, daß der Alte im Stande wäre, so aus vollem Halse loszulachen.“

„Wahrscheinlich guckte er gestern abend zu tief ins Glas,“ meint ein anderer und schüttelt sich vor Lachen. „Da schlägt die Tür zu. Wichtig, er ist bei dem Alten in der Geschäftsstube.“

Die Federn ruhen. Es ist ganz still im Comptoir. Die jungen Leute spitzen die Ohren.

Herr Engelbert P. Klein ist in die Geschäftsstube getreten und hat die Tür hinter sich zugeworfen. Ein scharfes Wort will er seinem Buchhalter sagen, will sich das Lachen verbitten und ihm vorhalten, daß er es verabsäumte, zur rechten Stunde zu ihm in das Kabinett zu kommen. Wie er aber den Alten sieht, der jetzt ganz still geworden ist und an das Pult gelehnt, bleich und verstört dasteht, erstirbt ihm das Wort und er muß sich sammeln, ehe er redet.

„Was ist mit Ihnen?“ fragt er und sieht Herrn Liborius von der Seite an.

Betroffen durch dessen bleiches Gesicht und die unstätigen Augen, hat er ruhig und milde sprechen wollen, aber wider seinen Willen zitterte die Erregung in ihm nach, so daß sein Wort rauh klang, und in dem Seitenblick lag etwas Hohnisches und Lauerndes.

Herr Liborius nahm sich zusammen, um seine Aufregung zu bemeistern.

„Mit mir ist heut etwas Besonderes,“ sagte er.

„Darf man wissen, was mit Ihnen ist?“ fuhr Herr Klein auf, welcher durch die kurze Antwort sich gekränkt fühlte.

„Es ist heut ein besonderer Tag . . .“

„Daß ich nicht wüßte . . .“

„Wie sollten Sie es auch wissen, Herr Klein, obgleich es, wie ich so denke, auch Ihr Geschäft angeht. Ein Gedenktag ist heut — heut vor fünfzig Jahren, da Ihr seliger Großvater das Regiment hatte, trat ich als Lehrling in das Haus S. Klein & Söhne . . . fünfzig Jahre sind eine lange Zeit, und da . . .“

„Und da halten Sie es für nötig, Ihren Dienst

zu vernachlässigen . . . durch Geschrei die Arbeit anderer zu stören. Also fünfzig Jahre lang haben Sie unser Brot gegessen und . . .“

„Herr Klein!“

Herr Liborius zischte den Namen und sah seinen Prinzipal so herausfordernd feindlich an, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Es ist nicht edel, einen alten Mann zum Lohn für treue Pflichterfüllung zu beleidigen,“ sagte Herr Liborius, der mit Selbstüberwindung sich den Zwang antat, ruhig zu sprechen. „Nicht Ihr Brot, Herr Klein — mein Brot aß ich, welches ich, oft meine Kräfte bis zum Äußersten spannend, erarbeitete.“

„Was ist da Besonderes? Wer nicht arbeitet, ist ein Lump, und geschenkt wird hier nichts.“

„Sie sollten sich schämen, so zu mir zu sprechen . . . zu mir, dem Sie doch wohl einigen Dank schulden.“

Herr Liborius war dicht vor seinen jungen Prinzipal getreten. Jedes Wort sprach er gedehnt langsam, daß es schneidend klang wie eine Anklage.

Herr Engelbert K. Klein lachte auf. Es war das heisere Lachen der Wut.

„Dank? Ihnen? . . .“

„Dank, Herr Klein, gebührt jedem treuen Arbeiter. Mein Leben opferte ich Ihrem Geschäft . . . und ich meinerseits danke dieses Pflichtbewußtsein Ihrem seligen Großvater, der, wenn er heut lebte, ehrlich genug wäre, mir dankend — dankend, Herr Klein! — die Hand zu schütteln. Im übrigen handelte ich töricht. Ich hätte Sie kennen sollen. Besser wäre es gewesen, ich würde still für mich behalten haben, was heut vor einem halben Jahrhundert geschehen. Sie haben kein Verständnis dafür. Und nun, wenn's Ihnen gefällig ist, geben Sie mir Ihre Anweisungen.“

„Vorher ist noch eine Kleinigkeit zu erledigen.“

„Befehlen Sie.“

„Ihr Betragen ist unerhört. Wollen Sie weiter in meinem Hause arbeiten, so bitten Sie mich um Verzeihung.“

„Ich — Sie? Vor dem Bilde des seligen Herrn? Hier haben Sie meine Kündigung. Am ersten Oktober gehe ich meiner Wege.“

„Schön, sehr schön. Sie können gleich gehen, augenblicklich. Bis zum ersten Oktober steht Ihnen Ihr Gehalt zu.“

Herr Liborius warf einen hastigen Blick auf das Bild an der Wand, als nähme er von dem alten Herrn Abschied, dann griff er nach seinem Hut und ging hinaus. Auf dem Korridor traf er den Markthelfer, welcher ihm einen Brief übergab, adressiert an Herrn Liborius Gerst, Buchhalter bei Herren S. Klein & Söhne. Herr Liborius steckte den Brief zu sich und ging weiter.

Als er in die Luft trat, fühlte er eine sonderbare Schwere in seinen Gliedern, daß er zitternd kaum sich weiterschleppen konnte, wüßte er reisten sich in seinem Kopfe die Gedanken und in einem Gedanken einten sie sich immer wieder, daß man ihn hinausgestoßen wie einen Hund . . . und das war der Lohn dafür,

daß er, für andere schaffend, das Exempel seines eigenen Lebens falsch geredet.

Langsam schritt er den städtischen Anlagen zu, allmählich tat ihm die Sommerluft wohl, er wurde ruhiger und hielt bei sich Einkehr.

„Ich hätte ihn kennen sollen,“ sagte er sich. „Er ist nicht wert, ihm ein vertrauliches Wort zu gönnen. Der Hochmut verdarb ihn. Aber es war eine unsichtbare Gewalt, die mich zwang — da mußte ich reden. O mein Gott! Keine Seele habe ich, um auszuschütten, was mich beschwert. Vielleicht ist's besser so . . . vielleicht finde ich anderswo einen Unterschlupf. Von den Zinsen meines Ersparten zu leben, das wäre ein Kunststück. Sind die Leute jung, so leben sie wohl eine Weile von larger Nahrung . . . die Hoffnung hält sie aufrecht . . . Vertrauen in das eigene Können. Ist einer jung, so stärkt ihn wunderbar die frische Luft, die atmet er mit frischen Lungen . . . man sagt ja, daß freudige Jugend leben könne von wenig mehr als Luft und Liebe . . . junge Lungen gehören dazu . . . und das liebe Geschöpf, das deines Seins ein Teil ist . . . in dessen Augen du den Himmel schaust . . . das dich aufrecht hält . . . dich tröstet, wenn du zu sinken drohst. Eine gute Minute war mein . . . da lag sie an meinem Halse . . . diese eine jubelnde Minute barg meines Lebens einziges Glück . . . sie verjant und um mich trauert die sternlose Nacht.“

Ohne des Weges zu achten, war Herr Liborius tiefer in die Anlagen geraten, wo die Wege nicht mehr gepflegt sind und Gebüsch und Wiesen verwildern. Vor ihm breitete sich eine verfallene Laube, von schlingendem Unkraut, kletternden Winden überwuchert, in deren Mitte eine Holzbank stand. Herr Liborius trat ein. Die schattende Dämmerung tat ihm wohl, wenn auch im ersten Augenblick ihn, dem das Accurate zur zweiten Natur geworden war, all das Willkürliche, das der Gärtnerschere entbehrt, sonderbar anmutete. Mit dem Taschentuch stäubte er sich ein Plätzchen rein und setzte sich. Behaglicher war es hier im lauschigen Grün, im Weben der rastlosen Natur und umzwitschert vom Vogelgesang, als mütterseelenallein am Doppelpult die immergleichen Zahlen in Reihe und Glied zu stellen und zu achten, daß diese seine Truppen sorglich sauber ausschauen, daß die Haarstriche von den Grundstrichen säuberlich sich sondern, daß nicht etwa dickbäuchige Mannschaften die zierlichen Reihen unterbrechen. Kein blutjunger Leutnant, der zeigen will, wer er ist, konnte auf die Nacktköpfe der Soldaten mehr acht haben, als Herr Liborius auf die Sauberkeit seiner Zahlentruppe. Jetzt hat er ausgedient — ist entlassen worden ohne Pension — pfui, wer wird auch Dank verlangen! Nun ist er erst recht einsam . . . keiner denkt an ihn . . . nicht einer auf der schönen Gotteswelt. Aber es muß doch wohl irgend ein Mensch mit ihm zu schaffen haben wollen . . . in der Aufregung vergaß er den Brief, welchen ihm der Markthelfer übergeben. Was mag man von mir wollen? Niemanden schulde ich ja einen

Pfennig. Was frage ich mich auch . . . ich brauche ja nur das Couvert zu öffnen.

Er greift in die Brusttasche und zieht den Brief hervor. An dem weißen Couvert ist gar nichts Besonderes, auch die Handschrift zeigt keinen besonderen Charakter, es fehlt ihr der Zug, wie ihn lange Übung verleiht, aber sie ist außerordentlich regelmäßig, feiertagmäßig; je mehr er sie ansieht, je mehr schmeichelt sie sich ihm ein, es ist etwas in ihr, das ihm wohlthut, etwas seiner Art Verwandtes, das zierlich Accurate. Wer mag der Schreiber sein? Seit Jahren erhielt Herr Liborius nur einmal im Jahre einen Privatbrief, und zwar von einer nicht so üblen jungen Frau: eine Neujahrsgratulation von der Besitzerin der Gartüche, wo er sein Mittagbrot einnahm. Ob auch jetzt wohl eine Dame mir schreibt? Erst kam ihm dieser Gedanke so drollig vor, daß er vor sich hin lachte, dann aber wurden seine Züge ernst und feierlich. Gedenkt die Einsame des Einsamen? Sie kennt alles, was auf mich Bezug hat . . . sie weiß ja wohl, daß ich heut vor fünfzig Jahren bei S. Klein & Söhne eintrat. Gedenkt sie mein . . . heut? Es wäre der Wonne zuviel . . . sie schenkte mir damit die zweite Glücksmminute meines armen Lebens, die mich aufrecht halten würde bis an mein Ende.

Mit bebender Hand öffnet er das Couvert und liest:

Die Blume zürnt nicht dem Regen,
Daß er ihren Grund zerkwühlt —
Sie dankt ihm für den Segen,
Der ihre Wurzeln bespült.

So laß auch du dein Klagen,
Blick' vorwärts und nicht zurück —
Wer niemals Leid getragen,
Kennt nicht der Erlösung Glück.

Nur diese Zeilen enthielt der Brief. Obgleich Herr Liborius nie ihre Handschrift gesehen, mußte er's gleich und ein Gefühl innigen Dankes ward in ihm rege: es ist ein Gruß von ihr. Das waren die Verse, welche er ihr in das Album geschrieben, wenige Tage, nachdem sie zu ihm in die Geschäftsstube gekommen.

Wer niemals Leid getragen,
Kennt nicht der Erlösung Glück —

wiederholte er und führte das Papier, welches ihre liebe Hand berührt, an seine Lippen. Dann steckte er den Brief zu sich und verließ die Laube. Jetzt trägt er ein Amulett, das ihn hiebssicher macht — Hiebe mag's nieder auf ihn regnen, Arges mögen ihm die Menschen antun — was soll es ihn kümmern? Ihn trifft's ja nicht. Geseit ist er gegen Hieb und Stich, und hat er auch des Lebens Bitternis auszukosten, ihn sichts nicht an — sein Amulett bewahrt ihn, und mit jugendlicher Lust empfindet er: Wie schön ist Gottes Welt!

So jubilierten, lustig wie die Vögel im Gezweig, Herrn Liborius' Gedanken, als er, hocherhoben den Kopf wie einer, welcher das Glück gepachtet hat, durch die Anlagen seiner Wohnung zuschritt. In

ihrer Luft wurden seine Gedanken immer toller und erstiegen schließlich eine so schwindelnde Höhe, daß er sich zujuchzte: „Liborius, du bist ein Glückspilz!“ Ein Echo mußte in seinem Herzen sein, das wiederholte: „Glückspilz! Glückspilz!“

„Einer Wonne, wie sie mich ergreift, kann nur einer teilhaftig werden, welcher des Lebens Schwere erduldet . . . erlöst kann nur werden, wer litt. Das ist das Schöne im Leid, daß aus ihm, wie um so strahlender die Sonne aus düsterem Gewölk tritt, das hellste Glück sich ringt. Mein hat sie gedacht, die Einsame des Einsamen. Nun ist das Wunder vollbracht. Sehen wir uns auch nie wieder, wird uns keine Gelegenheit, voneinander auch nur zu hören, so flattert doch zwischen uns ein verbindendes Band — nahe sind wir uns, wenn auch fern — wir sind nicht mehr einsam.“

In seiner frohen Stimmung so mit sich selbst redend und Umschau haltend über die Pracht ringsum, war er vor dem Hause angelangt, in welchem er ein bescheidenes Zimmer im ersten Stock inne hatte. Mein Jubiläum feiere ich also nicht allein, dachte er, als er die wenigen Stufen erstieg — wir sind beisammen — wenn auch nur in Gedanken.

Zu dem Bewußtsein, als freier Mann sein Zimmer zu betreten, nahm er den Schlüssel und wollte die Tür öffnen. Aber der Schlüssel drehte sich nicht, und wie er rüttelte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß sein Zimmer zwar nicht verschlossen, aber von innen verriegelt war. Im ersten Augenblick glaubte er, die Witwe Drschler, seine Zimmervermieterin, mache sich bei ihm zu schaffen, wenn er auch nicht begriff, weshalb sie den Riegel vorgehoben.

„Frau Drschler,“ rief er, „ich bin's. Machen Sie gefälligst auf.“

Zurück rief es: „Gleich, lieber Liborius, gleich.“ Lieber Liborius! Seine Mutter hatte ihn so gerufen. So schmeichelnd rief noch eine seinen Namen und küßte seine Lippen. „Barmherziger Gott! Diese Fülle des Glückes — es ist zu viel! Ihre liebe Stimme war es. Gib mir Kraft, Gott, dieses Glück zu tragen!“

Vor tiefinniger Freude ist Herr Liborius verstummt. Geduldig harret er wohl eine Minute, ohne sich zu regen.

Nun klirrt der Riegel. Die Tür geht auf. Ein Glanz ist in seinem Zimmer, der überirdisch scheint. Engel strahlen so auf den frommen Bildern. Er steht auf der Schwelle und wagt nicht einzutreten. Da fassen ihn zwei Hände und ziehen ihn in das Zimmer. Die Tür wird geschlossen.

Eine Dame mit grauem Haar steht ihm gegenüber, sieht ihn voll in die Augen und geleitet ihn zu dem Rundtisch vor dem Sofa. Der ist mit einer weißen Serviette bedeckt, und darauf stehen brennende Lichter. Herr Liborius zählt nicht. Unwillkürlich denkt er an seine Kindheit, wie es daheim an seinem Geburtstage gewesen. Und da weiß er's: um das große bunte Licht, das sein Lebenslicht ist, brennen

fünzig Kerzen — die bedeuten die fünfzig Jahre, welche er treu dem Hause S. Klein & Söhne gedient.

„Lieber Liborius!“

Er zuckt zusammen, und ein Zittern geht durch seinen Körper.

„Es ist ja eben erst zwölf Uhr. Du kommst früher, als ich dich erwartete, deshalb mußt du warten — verzeihe.“

„Lise!“ schluchzt Herr Liborius, ergreift die Hände der Dame und bedeckt sie mit Küssen. „Mein hast du gedacht!“

„Dein vergaß ich nie. Daß du mir noch immer teuer bist, Liborius . . . daß ich dich hochhalte, der du dein Lebensglück deiner Pflicht untergeordnet . . . endlich einmal wollte ich's dir zu erkennen geben. Ich weiß, daß in diesem Augenblick mein seliger Vater auf uns niederblickt . . . daß er dich segnet . . . daß der Dank, den ich dir ausspreche . . . Dank für die Treue, mit welcher du für unser Haus geschafft . . . auch der Dank des Heimgegangenen ist. Wie ich neulich in alten Papieren blätterte, kamen mir Notizen zur Hand, aus welchen ich erjah, daß du heut vor fünfzig Jahren bei S. Klein & Söhne eingetreten. Ich wußte, daß mein Nefse davon nicht unterrichtet sein konnte, und unterließ, es ihm mitzuteilen, weil er ja doch keiner edleren Gemütsregung fähig ist. Ich aber beschloß, dich aufzusuchen . . .“

„Und sendetest mir erst deinen Gruf . . . die Worte aus deinem Album . . . schon sie waren für mich eine Erlösung —

Wer niemals Leid getragen,
Kennt nicht der Erlösung Glück.“

„Ja, bereits am Morgen sollte dir mein Gruf sagen, daß ich dein gedente. Und dann hat ich deine



Herr Liborius ergreift die Hände der Dame und bedeckt sie mit Küssen.

Wirtin, mir dein Zimmer aufzuschließen. Sie traute meinem ehrlichen Gesicht, und da zündete ich dir die Ehrenkerzen an — jede bedeutet ein ehrenvoll durcharbeitetes Jahr.“

„Ich finde keine Worte, dir zu danken . . . mir ist das Herz so voll. Dich wiederzusehen . . . o das

Glück!“ Wieder ergriff er ihre Hände und ließ den Blick nicht von ihr. „Laß mich in dein liebes Gesicht sehen . . . deine Haare sind ergraut . . . auch die meinen bleichten . . . traurig versank unsere Jugend . . . ihr Glück kehrt nicht wieder.“

„Wir haben ja keinen Grund zu verzagen, Liborius. Das Glück der Jugend kann freilich nicht wiedertehren. Aber das stille Glück des Alters wird uns zu teil. Setze dich zu mir. So ist es recht, Liborius. Beim Schein deiner Ehrenkerzen will ich dir kurz erzählen, was ich mir ausgedacht habe, um unser Leben freundlich zu gestalten. Unterbrich mich nicht. Denn wir haben ja keine Zeit. Um ein Uhr mußt du wieder in deiner Geschäftsstube sein, mußt ja vorher noch zu Mittag . . .“

Herr Liborius lachte fröhlich auf.

„Meine Geschäftsstube?“ jagte er. „Die kenne ich gar nicht mehr. Fünfzig Jahre lang war ich eingetertert. Und weil ich in dieser langen Zeit keinen Fluchtversuch machte, gab mir heut Herr Engelbert B. Klein meine Freiheit.“

„ . . . entließ dich?“ fragte Frau Elisabeth mit einer Gebärde der Entrüstung.

In behäbiger Breite, als bereite es ihm ein besonderes Vergnügen, erzählte Herr Liborius sein Morgenerlebnis und schloß mit der Beteuerung, heut sei der schönste Tag seines Lebens.

„Das hätte ich nicht geglaubt, Liborius, daß du so ein Leichtsinns bist,“ sagte lächelnd Frau Elisabeth.

„Deine Rente muß außerordentlich sein . . .“

„Eine kleine Stellung für mich wird sich finden. Einige Monate will ich Ferien haben, die sind mir zu gönnen.“

„Nein, Liborius, du mußt gleich wieder an die Arbeit, sonst kämest du aus deinem Geleise. Heut wollen wir dein Fest feiern. Aber morgen mußt du an die Arbeit.“

„Steine karren oder dergleichen,“ sagte Herr Liborius lustig.

„Seit kurzem habe ich mich in Franken angekauft, nahe einer kleinen Stadt, welche es ehemals gut unter dem Krummstab gehabt und noch jetzt behäbig fröhlich lebt. Bewaldete Hügel ziehen sich um den See, und weite Grasflächen erfreuen das Auge. In einem Flügel meines Hauses ist eine gemütliche Wohnung, die ist für den Verwalter bestimmt — und für den Verwalter bestimmte ich . . .“

„Bestimmtest du mich,“ rief Herr Liborius und sprang auf.

„Ja, dich bestimmte ich zu meinem Verwalter — gerade dich, Liborius, denn an die Kleinsche Familie bist du gefesselt mit so starken Banden, daß ich dich gar nicht mehr loslassen kann. Haarklein habe ich mir alles ausgedacht und erzähle dir's später. Wir werden viel beisammen sein . . . beisammen auch an den stillen Abenden . . . Friede wird sich breiten über den Abend unseres Lebens.“

Frau Elisabeth hatte sich vorgenommen, das Geschäftliche auch in möglichst geschäftsmäßigem Tone zu sagen. Als sie aber, während sie redete, in Herrn

Liborius' Gesicht sah, das vor inniger Freude strahlender wurde, da riß ihr Gefühl sie fort, sie lachte und weinte und sank an seine Brust.

Herr Liborius preßte sie an sich, fuhr schmeichelnd über ihr ergautes Haar, wollte reden, brachte aber kein Wort hervor.

„Das ist Erlösung!“ stammelte er endlich. „Ja, Lise, wir beide halten zusammen, bis der Tod uns trennt. In mir ist eine Lust so stürmisch und doch so voll Feier wie damals, Lise, in der Geschäftsstube, als dein Bruder, den Gott selig haben möge, über Land gefahren war.“

Im Überschwang seiner Empfindung wollte er noch mehr reden, aber da wurde an die Tür geklopft. Die Witwe Drschler trat ein und überreichte einen Brief, welcher eben abgegeben war. Sie warf einen erstaunt fragenden Blick auf die brennenden Kerzen, ohne jedoch ein Wort zu sagen.

„Fünfzig Ehrenjahre,“ sagte Frau Elisabeth, „bedeuten diese Kerzen. Heut vor einem halben Jahrhundert trat Herr Gerst in das Haus S. Klein & Söhne. Sehen Sie ihn an, Frau Drschler, wie rüstig er vor Ihnen steht! Nicht wahr, er ist fähig, jetzt in eine andere Stellung zu treten und dieselbe weitere fünfzig Jahre treu auszufüllen?“

Verblüfft stand Frau Drschler da und schaute bald auf die Sprecherin, bald auf ihren Mieter, bald auf die Ehrenkerzen.

„Ja,“ sagte sie endlich, „überall wird er gut tun. Er ist ein sehr accurater Mann, zahlt pünktlich jeden Ersten. Wer am Ersten seine Pflicht tut, das habe ich immer beobachtet, der tut seine Pflicht auch an allen anderen Tagen. Meine Gratulation und nichts für ungut.“

Diese lange Jubiläumsrede hatte sie sichtlich erschöpft, sie machte einen tiefen Knix, sah noch einmal auf die Kerzenpracht und ging langsam hinaus.

„Der Brief ist von ihm,“ rief Herr Liborius und öffnete das Couvert. „Ich werde laut lesen, denn zwischen uns soll kein Geheimnis sein.“

Frau Elisabeth nickte und reichte ihm die Hand. Herr Liborius entfaltete den Brief und las:

Geehrter Herr Gerst!

Verzäumtes hole ich hiermit nach, indem ich Ihnen zu den fünfzig Dienstjahren, welche Sie in meinem Hause verbrachten, ohne je zu einer Klage Anlaß gegeben zu haben, gratuliere. Ich würde dies bereits heut morgen getan haben, als Sie mir diese Mitteilung machten, wenn nicht eine gewisse Erregung Ihrerseits, welche ich übrigens unter so besondern Umständen begreiflich finde, ein Entgegenkommen meinerseits zur Unmöglichkeit gemacht hätte. Ich denke, daß wir dasjenige, was wir heut morgen unter vier Augen sprachen, als ungeprochen betrachten. Offen gestanden — mit einem so alten Mitarbeiter kann ich ja offen reden — wird es mir recht schwer sein, wie es sich bereits bald nach Ihrem Fortgehen bemerklich machte, ohne Ihre fernere Beihilfe — wenigstens vorläufig — mich so zurechtzufinden,

daß ich die Buchführung anderen Händen anvertrauen kann. Auch denke ich, und das ist der hauptsächlichste Grund, daß ich Ihnen schreibe — ich denke, Ihnen könne es nur angenehm sein, wieder in das alte Verhältnis zu meinem Hause zu treten. Selbstverständlich gehört der heutige Tag Ihnen. Morgen früh um sieben Uhr erwarte ich Sie in meinem Kabinett.

Ihr geneigter
Engelbert P. Klein,

Firma: S. Klein & Söhne.

„Nun?“ fragte Herr Liborius und legte den Brief auf den Tisch.

„Ganz recht,“ antwortete Frau Elisabeth, „auf den Tisch gehört der Brief neben deine Ehrenkerzen. Auch der Brief, welcher beweist, daß die Firma S. Klein & Söhne ohne meinen Liborius schwer auskommen kann, gibt dir Ehre. Schreibe sogleich meinem Nessen, artig, aber geschäftlich, daß du sein Anerbieten nicht annimmst.“

Herrn Liborius, welcher in einer Stimmung war, daß er keinem etwas abgeschlagen hätte, ward es nicht leicht, in kaltem, geschäftsmäßigem Ton zu schreiben. Aber gewöhnt, alles, was erledigt werden mußte, ohne Säumen abzutun, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb:

Herrn Engelbert P. Klein,

Firma: Herren S. Klein & Söhne,

hier.

Geehrter Herr!

Indem ich Ihnen für Ihren Glückwunsch meinen Dank sage, bedauere ich, ein erneutes Engagement in Ihrem werten Hause ablehnen zu müssen, da die Art unserer Trennung ein weiteres Zusammenarbeiten mir zur Unmöglichkeit macht und ich überdies bereits eine andere Stellung angenommen habe. Benötigen Sie meinen Rat, so stehe ich gern zu Diensten.

Hochachtungsvoll

Liborius Gerst.

Allmählich erloschen die Kerzen, stolz zwischen ihnen ragte das hohe Lebenslicht.

„Mit diesem Brief,“ sagte Frau Elisabeth, „ist das Vergangene abgetan. Morgen, Liborius, ziehst du zu mir. Da schaffen wir gemeinsam, nicht in dumpfiger Geschäftsstube — draußen in Gottes schöner Welt. Sieh . . . das letzte Licht verflackert . . . fünfzig Jahre liegen hinter uns wie ein banger Traum. Damit wir aber nicht weiter träumen und im Traum erschlaffen, beginnen wir unter Gottes lichten Himmel ein neues ersprießliches Leben. Des zum Zeichen, du lieber Liborius, nehme ich dein Lebenslicht an mich — ich lösche es aus, daß es so bald nicht verlösche wie die anderen Lichter, welche deine fünfzig Ehrenjahre bedeuten. Und wie wir heut nicht voneinander weichen, so wollen wir treu zusammenhalten als gute Kameraden, solange wir atmen.“

„Wer niemals Leid getragen,

Kennt nicht der Erlösung Glück“

sagte, innig bewegt, leise Herr Liborius. „Mit heißem Dank empfinden wir in der Erlösung, die uns geworden: Wie schön ist Gottes Welt!“



Der Weindieb im Pfarrhof.

Eine österreichische Bauerngeschichte von F. F. Masajdel.

Der Pfarrer von Traubendorf, der nicht wenig auf ein Gläschen alten Weines hielt, hatte im Pfarrhof einen kleinen Haussteller, in dem nur ein paar Fäßchen Bergsträfler und Affentaler lagen. Das Kellerchen befand sich in der Nähe der Küche und man mußte, um in dasselbe zu gelangen, durch eine Falltür hinuntersteigen, die von außen zu verriegeln war. Die Wirtschaftlerin des hochwürdigen Herrn, die die Aufsicht über den Weinteller hatte, merkte schon seit geraumer Zeit, daß der Wein schneller weniger wurde als sonst, obwohl der Herr Pfarrer nicht mehr trank und sie nicht mehr schnipfte als sonst. Da im ganzen Hause außer ihr und dem Hochwürdigen niemand schlief als ein Knecht und eine Dirn, und weil der Knecht ein fester Weintrinker war, so richtete sich auf diesen natürlich ihr erster Verdacht. Sie wollte aber dem Pfarrherrn nichts davon sagen; denn sie dachte, sie werde erst dann reden, wenn sie den durstigen Schnipfer am Armel erwischt hätte. Damit sie ihn aber erwischen konnte, legte sie eine Falle auf. Spät abends, als sie nichts mehr im Keller zu tun hatte, spannte sie überzwerch eine starke Nebschnur und zwar



Spät abends spannte sie überzwerch eine starke Nebschnur.

so, daß der Dieb über dieselbefallen und außerdem noch ein leeres Faß mit großem Gepolter auf ihn herunterfallen mußte. Nachher legte sie sich ins Bett, dachte aber nicht ans Schlafen, weil sie in einem fort horchte, ob sie nicht bald ein Pumpern hören würde. Da aber alles still blieb — der Pfarrer war nicht daheim — schlief sie endlich doch ein.

Der Hochwürdige befand sich im Nachbardorf bei

einem Hochzeitschmaus, von dem er erst spät in der Nacht heimkam. Er schlich sich mäuschenstill in die Stube und dachte: „Jetzt könnt's gleich net schaden, wenn ich a Glasel Affentaler herobn hätt!“ Da er aber die Wirtschaftlerin nicht aufwecken wollte, ging er selbst hinaus, um den Wein zu holen. Dabei ging er leise auf den Zehen, damit sie nicht munter würde, weil sie sonst gebrummt hätte, daß er noch so spät in den Keller gehe. Er war aber noch nicht ganz im Keller un-



Voller Schlaf und Schrecken sprang sie aus dem Bette.

ten, als auch schon die Wirtschaftlerin durch ein furchtbares Gepolter aufgeweckt wurde.

Voller Schlaf und Schrecken sprang sie aus dem Bette, und erst als sie aus dem Keller ein dumpfes Geschrei hörte, kam sie wieder zu sich und hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als die Falltür zuzuerfen und fest zu verriegeln. Weil sie wußte, daß niemand im Hause war — der Knecht und die Dirn waren beim Tanz, da just Kirchtag war — so schlupfte sie schnell in einen Kittel und rannte fort. Gerade gegenüber dem Pfarrhof logierte der Schullehrer, bei dem sie an das Fenster trommelte, daß das ganze Dorf in Alarm geriet. Der Schullehrer ist drüber rechtschaffen erschrocken und hat 's Fenster aufg'rissen



„Im Pfarrhof is a Dieb, i hab' 'n in Keller eing'sperrt.“

und die Wirtschaftlerin schrie aus vollem Halse: „Im Pfarrhof is a Dieb — i hab' 'n in Keller eing'sperrt — kimmt's m'r z' Hilf!“ Der alte Lehrer warf sich schnell in seinen geblühten Schlafrock und rannte fort, aber nicht in den Pfarrhof, weil er sich dort allein nicht hingetraut hätte, sondern ins Wirtshaus,

wo die Kirchtagsgäste noch beisammen waren, und fing dort ein noch ärgeres Geschrei an, als vorhin die Wirtschaftlerin gemacht hatte. „Im Pfarrhof san Räuber,“ schrie er, „d' Wirtschaftlerin hat die ganze Banda eing'sperrt, den Pfarrer haben's schon verschlagn!“ Jetzt erschrafen die Bauern noch mehr als vorhin der Schullehrer, und die Weibslent' hoben ein Geschrei an, als wenn sie von den Räubern schon an den Spieß gesteckt worden wären und Traubendorf an allen Ecken gebrannt hätte. Die Männer und Burschen faßten aber ein Herz, ergriffen rasch Leitern, Mist- und



Der Deutschmeister-Franzl zog mit dem blanken Säbel voraus.

Heugabeln, Dreischlegel und was sie sonst just erwischten, und zogen zum Pfarrhof. Der Deutschmeister-Franzl, der gerade auf Urlaub daheim war, zog mit dem blanken Säbel voraus. Aber je näher sie zum Pfarrhof kamen, desto mehr stiegen ihnen die Grausbirn' auf, weil sie fürchteten, die Räuber könnten Gewehre bei sich haben und aus dem Keller herauschießen. Der Moa-Hiesel, der in Wien als Hausknecht gedient und dort in der Zeitung von einem Franzosengeneral gelesen hatte, der tausend Araber, die in einer Felsenhöhle versteckt waren, hat ersticken lassen, meinte, sie sollten in die Kellerlöcher brennende

weil sie fürchtete, daß der Pfarrhof und vielleicht das ganze Dorf in Flammen aufgehen könnten.

Zuletzt nahm der Deutschmeister-Franzl all seine militärische Kurasch zusammen, stellte sich mit dem bloßen Säbel an die Kellertür und schrie mit seiner laut dröhnenden Bärenstimme hinunter: „Kimm't's auffa, ös Räuber wenn's euch traut's!“

Jetzt kam auch einer herauf; doch war es kein blutdürstiger, bis an die Zähne bewaffneter Bandit, es war bloß der todesblasse Herr Pfarrer, der nichts als Pantoffeln und ein Nachtleibchen an hatte. Als dieser die Männer mit

den Heugabeln und Dreischlegeln und den Deutschmeister-Franzl mit dem Säbel erblickte, meinte er, es seien richtig Räuber in seinem Haus, und sank vor Schrecken auf die Knie und bat nur um sein nacktes Leben. Jetzt, als alle den Herrn Pfarrer erkannten, kam die Reihe des Erschreckens an die Wirtschaftlerin. Sie hat jetzt die Männer mit aufgehobenen Händen, sie möchten schauen, daß sie so schnell wie möglich fortkämen, und ihren Weibern nichts davon erzählen, da sonst die Geschichte im ganzen Pfarrsprengel ausgeplauscht würde.

Später, als sie mit dem Pfarrer allein war, hat die Wirtschaftlerin dem Hochwürdigem den ganzen Milchulanz aufgeklärt.

Der Pfarrer wurde darüber so giftig, daß er's im ersten Zorn ein' „Dienstboten“ hieß, einen Namen, den er ihr vorher niemals gegeben, obwohl sie schon zehn Jahre bei ihm war.

Am nächsten Morgen hatte er seinen Ärger schon wieder verschlafen; aber er soll das Gelübde getan haben, daß er nie mehr heimlich in den Keller gehen wolle.

Der dankbare Kupferschmied.

Humoreske von F. F. Masaidel.

Ich habe manchem zu einer guten Stelle und manch andern zu Reichthum verholfen; Gefälligkeiten und kleine Freundschaftsdienste habe ich vielen erwiesen. Doch habe ich in der Regel dafür wenig oder gar keinen Dank geerntet.

Nur einer hat sich gegen mich außerordentlich dankbar gezeigt, und von diesem hatte ich es eigentlich gar nicht verdient

Es war ein Kupferschmied, der mit mir unter einem Dache wohnte. Er war ein geschickter Handwerksmann und hatte nur den Fehler, daß er mit dem Gelde nicht zu hausen verstand und gern ein Gläschen über den Durst trank.



Als dieser die Männer erblickte, meinte er, es seien richtig Räuber im Haus.

Strohbüschel hineinstecken und die Räuber wie die Schwabentäfer ausbrennen. Aber der Deutschmeister-Franzl meinte, er als kaiserlicher Soldat müßte sich schämen, zu einem so niederträchtigen Mittel zu greifen, und die Wirtschaftlerin war auch dagegen,

Schon vormittags sah man ihn — wie viele andere Gewerbsleute — im Wirtshaus, wo er sein Gabelfrühstück einnahm und die Wirtschaft seiner Ehehälfte überließ.

Zum Glück war diese wirklich seine „bessere Hälfte“; sie war eine sehr energische und sparsame Frau, die mit Hilfe ihres sechzehnjährigen Sohnes das Geschäft zusammenhielt.

Eines Tages kam die Frau zu mir und klagte mir, daß ihr Mann mehrere größere Zahlungen zu leisten habe und nicht wisse, wo er das nötige Geld aufstreifen solle. Sie hätte zwar ohne sein Wissen fünfzehnhundert Mark in die Sparkasse gelegt; das könne sie ihm aber nicht entdecken, weil sie dadurch ihren Mann sehr erzürnen würde, der nicht wissen dürfe, daß sie eine so bedeutende Summe heimlich beiseite geschafft. Darum wolle sie dem Manne sagen, ich hätte ihr das Geld geliehen, das sie aus der Sparkasse holen und ihm einhändigen wolle.

Ich wollte anfangs auf diesen sonderbaren Plan nicht eingehen; allein da mich die Frau dringend bat, gab ich endlich nach und sagte, sie möge tun, was ihr gut dünkte.

Mehrere Tage darauf kam der Mann zu mir, um sich für meine Gefälligkeit zu bedanken. Er versprach, das Geld möglichst bald, entweder einmal oder in Raten, zurückzahlen. Ich entgegnete, er brauche das Geld nicht selbst zu bringen; er möge es nur seiner Frau geben, die es mir dann bringen könne. Nun wollte er mir für die Summe von tausend Mark (so viel hatte sie aus der Sparkasse herausgenommen) einen Schuldschein ausstellen, was ich ablehnte, da mir sein Wort genüge. Endlich fragte er mich, wie viel Zinsen er mir zahlen müsse. Ich antwortete, daß ich kein Wucherer sei und keine Zinsen nähme.

Von diesem Edelmut war der gute Mann so gerührt, daß ihm die Tränen in den Augen standen. Ich benutzte diesen Moment, um ihm das Versprechen abzunehmen, daß er in Zukunft besser wirtschaften und nicht den halben Tag im Wirtshaus zubringen möge. Es wäre genug, wenn er wöchentlich ein- oder zweimal ins Gasthaus ginge, um ein Glas Wein zu trinken.

Der Mann versprach mir hoch und heilig, daß er sich bessern wolle, und gab mir die Versicherung, daß er mir zeitlebens dankbar bleiben werde.

Der brave Mann hielt Wort.

Er arbeitete nunmehr Tag und Nacht und ging nur am Sonntag ins Wirtshaus. Nach Jahr und Tag hatte er seinem Weibe die ganze Summe, die sie ihm gegeben, zurückgestellt.

Nun hatte ich aber großes Kreuz mit dem Kupferschmied. Ueberall, wo er mir begegnete, fing er von der „großen Gefälligkeit“ zu reden an, die ich ihm erwiesen; wenn er mich im Gasthaus traf, wollte er durchaus die Zeche für mich bezahlen, und wenn nun gar noch einer seiner Bekannten dabei war, so stellte er mich diesem als den „besten und uneigennützigsten Mann“ vor, der je auf Gottes Erde gelebt hätte.

Nach etlichen Jahren hatte sich sein Geschäft so gehoben, daß er sich in einem Vororte der Stadt ein eigenes Haus bauen konnte, in dem er eine große Kesselfabrik errichtete, die er in Kompagnie mit seinem ältesten Sohne betrieb.

Als ich einmal in jenem Vorort zu tun hatte, kam ich zu einem schönen Haus, vor dem ein Mann stand, der mich überaus höflich grüßte.

Ich trat auf ihn zu und erkannte in ihm meinen Kupferschmied. Dieser ließ mich nicht mehr los und nötigte mich, sein Haus und seine großartig eingerichtete Fabrik zu besichtigen. Er führte mich überall herum, und als wir endlich in seine kostbar eingerichtete Wohnung kamen, rief er sein Weib und seine zahlreichen Kinder herbei und stellte mich ihnen mit den Worten vor: „Seht, Kinder, das ist der edle, großherzige Mann, dem wir unsern Wohlstand verdanken! Wenn mir dieser Ehrenmann nicht geholfen hätte, wären wir an den Bettelstab gekommen.“



„Seht, Kinder, das ist der edle, großherzige Mann!“

Ich mußte noch ein Glas Wein mit ihm leeren und versprechen, wenn ich in einer Notlage wäre, mich an niemand andern zu wenden als an ihn.

Mir schnürte es das Herz zusammen, und als ich glücklich wieder draußen war, fragte ich mich: „Wer von uns beiden ist der edlere Mensch? Er, der dir zeitlebens für deine Wohlthat dankbar geblieben, oder du, der du ihm diese Wohlthat nie erwiesen hast?“

Deutsches Sprach, schweres Sprach.

Ein Ungar trifft in Neapel unvermutet mit seinem Freunde, einem Deutschen, zusammen. „Freund meiniges,“ ruft er aus, „nein, wie mich das freut, meinen lieben Freundschaften hier zu treffen!“ Der Deutsche freute sich natürlich auch, berichtigte aber den Ungarn: es heiße nicht Freundschaften, sondern Freundschaft. Bald spazierten die beiden am Strande, und der Ungar rief begeistert: „Schau nur, Freundschaften meiniges, was ein schönes Freundschaften!“ Der Deutsche meinte: „Du wolltest wohl sagen: Meerbusen.“ Da wurde aber der Ungar ärgerlich und sagte: „Euch verfluchten Schwaben kann man es doch nie recht machen. Bald hobt Ihr Busen vorn, bald hinten.“

Der „Hollbeern-Wällem.“



Die Rabenau liegt unweit von Gießen und Marburg im Großherzogtum Hessen-Darmstadt und mag wohl eine der ärmsten Gegenden dieses ganzen Landes sein. Ihre Bewohner sind zum großen Teil gezwungen, in die Fremde zu gehen, um da ihren Lebensunterhalt zu suchen. Die Jugend einzelner Ortschaften wanderte früher fast durchgängig, soweit sie zu Hause abkommen konnte oder, besser gesagt, überflüssig war, nach Paris aus, um da des Nachts die Straßen zu kehren; andere wieder zogen in Fabrikstädte und wieder andere bildeten sich als Musiker aus, welche, zu Banden vereinigt, vorzugsweise nach England gingen, um da auf Jahrmärkten oder bei sonst passenden Gelegenheiten aufzuspielen.

Von irgend einer Gelegenheit, Geld auf der Rabenau zu verdienen, kann wirklich kaum die Rede sein. Der Boden ist arm, und ein Bauernstand, wie er im nördlich angrenzenden Ebsdorfer Grund mit seinen „fetten“ Dörfern zu finden ist, ist erst gar nicht vorhanden. Daher suchen die Rabenauer auf jede erdenkliche Art, sich ein paar Groschen zu verdienen. Wenn nämlich in den Wäldern um Marburg die Heidelbeeren reif waren, dann zogen die Schuljugend sowie die halb erwachsenen Burschen und Mädchen hinaus, um fleißig und unverdrossen die Walbfrucht zu sammeln. In den Waldungen der Rabenau selbst wuchsen diese Beeren nicht. Deshalb wanderte man vier Stunden Weges bis Marburg. Bei der Entfernung blieben die Leute oft zwei bis drei Tage weg. Sie lagerten dann meist nachts entweder im Walde selbst, oder suchten Unterkunft in einem nächstgelegenen Ort. Waren die mitgebrachten Körbe gefüllt, so zogen sie wieder heimwärts, um am anderen Tag den weiten Weg nach Gießen oder selbst bis nach Frankfurt anzutreten und dort die Beeren zu verkaufen.

Der Erlös bezifferte sich dann auf etliche Gulden, um welche man mehrere Tagemärche angewandt, nicht zu gedenken der Tage und Nächte, die man im Walde zugebracht hatte. Dafür bildeten dann aber diese kleinen Beträge für die Besitzer gewissermaßen ein Kapital. Denn da sie sonst nur mit Pfennigen und Kreuzern rechneten, so war ein Gulden Hartgeld für sie etwas ganz Außerordentliches. Mit liebevollen Blicken betrachtete man das Erträgnis seiner Mühe, knotete es in einen Zipfel des schmutzigen und zerrissenen Taschentuchs und hielt es mit der Hand fest in der Tasche, wenn man glücklich, zufrieden und reich heimwärts wanderte.

Lehrer Hintender Bote für 1904.

Ein heißer Julitag ging zu Ende. Das Getreide, welches meist verkümmert und klein im Halm auf den Äckern der Rabenau wuchs, waren schon gereift. Nur noch etliche Tage vielleicht, dann waren die Schnitter an der Arbeit, und weithin dehnten sich dann die zu Haufen zusammengekehrten Garben.

Dem heißen Tag war ein milder Abend gefolgt. Die Schuljugend in einem der Rabenauer Dörfchen, barfüßig und meist nur mit Hosen, Rock und Hemd bekleidet, jagte sich munter in dem Wiesengrund umher. Derselbe wurde von einem Bach durchflossen, der vom Walde herabkam, und an dessen Ufern knorrige Weidenstümpfe mit grünem Ausschlag standen. Die Wiesen, welche kaum geschoren, glichen einem Teppich; es mochte wohl ein köstliches Vergnügen sein, nach Herzenslust leichtfüßig und nur wenig bekleidet darin umherzuspringen.

Drüben am Rande der Wiese und dicht am Fußpfad, der aus dem Dörfchen nach dem Walde hinführte, stand abseits von den übrigen Häuschen ein einzelnes Hüttchen. Schon sein Äußeres verriet größte Armlichkeit. Es war ein nur kleines, einstöckiges Gebäude mit einem Strohdach und so niedrig, daß man es mit der Hand ganz bequem erreichen konnte. Rückwärts lag ein kleines Gärtchen, das jedenfalls den zugehörigen Grundbesitz darstellte. Mancherlei wurde dort gezogen, aber Gott mochte wissen, was es war. Wer über die zum Teil niedergetreteene Hecke hineinschaute, gewahrte ein wirres Durcheinander von Pflanzen aller Art, aus denen etliche Bohnenstangen ragten. In einer Ecke stand ein aus alten Brettern zusammengeageltes Stälchen, in dem ein Ferkel grunzte. Schmutz und Unrat war um dasselbe aufgehäuft.

Am Eingang der Hütte sah es auch nicht freundlicher aus. Da lagen Reisig, Klöße und kleingeschnittenes Holz umher. Ein verkrüppeltes Pflaumbäumchen rechte gar traurig seine Ästchen hinaus. Auch ihm schien sein Dasein mehr Dual als Sonne zu bereiten. Das bißchen Schatten, das es wohl im glühenden Sonnenbrand zu spenden vermochte, reichte höchstens für eine Raße aus. In dem kleinen Fenster neben dem Eingang war keine Scheibe mehr ganz; das schadete übrigens bei der jetzigen Zeit nichts, und im Winter wurden Lumpen oder Heu in die Öffnungen gestopft. Trat man in die Hütte ein, so kam man in einen niedrigen Raum, dessen Fußboden aus festgetretenem Lehm bestand. Hier herrschte stetig Dämmerung. Nur hinten, nach der Wiese zu, fand sich ein Luftloch, welches aber je nach den Umständen verstopft oder offen war. Der Raum diente als Stall, Küche und teilweise auch als Aufenthaltsort für die Bewohner. Unterhalb des Luftloches, in einem düstern Winkel, mederte hinter einem Lattenverschlag eine Ziege, während in die andere Ecke, dem Eingang gegenüber, der Herd aus rohen Feldsteinen und Lehm hineingebaut war. Neben dem Herd lag, nur wenig mit Stroh bedeckt, ein Häufchen halbvertrockneter Kartoffeln und Kohlrabi, die wahrscheinlich drüben im Ebsdorfer Grund zusammen-

gebettelt waren. Ein unangenehmer Geruch erfüllte das Ganze. Eine Treppe, aus zwei übereinandergelegten Steinen bestehend, führte in die Wohn- und Schlafstube. Außer einem Strohlager befanden sich in der kleinen Stube noch ein kreuzbeiniger Tisch mit einer rohen Eichenbant dahinter, zwei Holzstühle und ein anderer sesselartiger Stuhl mit zerbrochener Lehne und einem mit Heu gepolsterten Sitz, der aber so aufgerissen war, daß das Füllmaterial heraushing. Ein altes verstaubtes Spinnrad, ein Fußbänkchen nebst noch einigem anderen wertlosen Gerümpel vervollständigten die Einrichtung.

Das Klackerfeuer auf dem Herd zeichnete allerlei feldame Bilder an die Wände des dunklen Raumes; es beleuchtete auch ein altes Weib, welches auf einem dicken Stein neben dem Herd saß und das Kinn in die Hand gestützt hielt, während der Ellenbogen auf dem Knie ruhte. Die andere Hand, welche einen Stod hielt, lag nachlässig im Schoß. Das linke Bein, bis zum Knie dick mit Lappen bewickelt, hielt sie lang von sich gestreckt. Den Kopf hüllte ein dunkles Tuch ein, aus welchem ein faltiges, fahles Gesicht mit einer spitzigen Nase herausschaute. Ihre ein Glied zu regen, starzte sie auf den Topf auf dem Herde, in dem es zu kochen begann. Dann und wann nur schob sie mit den dürren Knochenfingern etliche Hölzchen unter den Dreifuß, um die Kohlen in der Glut zu erhalten.



„Na, Wöllem, biste da?“ fragte die Alte, sich nach ihm umsehend.

Plötzlich ließen sich draußen Tritte vernehmen; man hörte, wie etwas vor die Hütte geworfen wurde. Gleich darauf erschien ein Bursche von etwa achtzehn Jahren in der offenen Türe.

„Na, Wöllem, biste da?“ fragte die Alte, sich nach ihm umsehend.

„Ja,“ erwiderte dieser, — „’s wär’ mir bald Nacht worden. Aber ich hab’ ne tüchtige Last Holz erwischt im Erlengrund. Nun hab’ ich aber auch Hunger.“

„Die Kartoffeln kochen ja schon.“

Wöllem setzte sich in die Nähe des Eingangs und langte einige unreife Äpfel aus der Hofentasche, welche er unterwegs aufgelesen und nun mit großem Appetit verzehrte. Er war barfüßig; sein Gesicht hatte eine dunkelgebräunte, etwas schmutzige Farbe; er sah zigeunerhaft aus mit seinem wirren, schwarzen Kopshaar, das, wohl noch niemals von einem Kamme berührt, ihm über die Stirn herabhing. Seine Hosen bestanden nur noch aus Lappen verschiedenster Farbe; sie war ihm viel zu kurz und slog ausgefranst um die bloßen Waden. Den Oberkörper umhüllte ein Leibchen, welches ebenfalls mit Lappen von kariertem Bettzeug, abgeblasstem blauen Leinen und sonstigen Stoffarten über und über gestickt war.

„Eßt aber ist’s das letzte Mal, daß ich in die Hellbeern*) geh’,“ sagte er. „Ich hab’ mir’s nun ’mal vorgenommen: ich geh’ nach England. Das Flötenspiel hab’ ich eßt gelernt auf dem Eberhard seiner Flöte, und der sagt, ich könnt’ schon mitgehen. Auch ’s Geigenpiel hab’ ich schon begriffen.“

„Du willst mit den Musikanten nach England?“ fragte seine Mutter. „Da haste mir schon mehr von geredet. Woher willst’ denn ’s Geld nehmen zu ’ner Flöte? Und ein wenig in Kleidung mußte doch auch sein, denn kannst doch so nit nach England gehn, wie du da bist. Da sperren sie dich ja ein als ’n Landstreicher.“

„Was ich brauche, werd’ ich mir von den Hellbeern anschaffen. Morgen ziehen wir los. ’s sind unser vielleicht zwanzig Köpfe. Die Musikanten machen im Herbst wieder nach England und dann reis’ ich mit ’n.“

„Geht dann ’s Mariche auch mit in die Hellbeern?“

„Nein, das ist eßt schon zu stolz dazu. ’s bild’ sich was ein auf ihr’n Eberhard, weil der wie ’n vornehmer Herr aus England kommen ist und hat ihm gleich ’n neuen Rock gekauft. ’s meint wohl, der dürst’s nit mehr sehen, daß es in die Hellbeern ging’, und der ist doch früher selbst mitgegangen.“

„Ich gäb’ dir ja gern mein’ Segen dazu, Wöllem, aber bedenk’ doch ’mal, was soll’s denn aus mir werden, wenn ich mein schlimmes Bein behalt’ und kann nit mal betteln gehn. Da müßt’ ich ja verhungern.“

„Ich schick’ Euch Geld aus England, Mutter,“ erwiderte Wöllem zuversichtlich.

„Weißt noch nit, ob du welches verdienst.“

„Na, die andern haben doch all Geld mitgebracht, wie die Leut’ erzählen. Seht doch ’mal, wie der Eberhard darum geht! Wie der feinste Herr! VIEL leicht heilt ja auch Euer Bein, Mutter.“

Inzwischen kochten die Kartoffeln in dem Topfe gar munter, und es dauerte nicht lange, so waren sie gar. Die Alte nahm den Topf vom Feuer und

*) Heidelbeeren.

ließ von Wöllem das Wasser abschütten, hinaus vor die Türe ins Freie. Dann machten sich beide daran, ihr einfaches Mahl, Kartoffeln und Salz, zu verzehren.

Der Appetit Wöllems war allerdings so gesegnet, daß die Kartoffeln zum Sattwerden nicht reichten. Darum ging er in die Stube und holte sich noch ein Stück hartes Schwarzbrot, zu dem er einen Blechschöpfer voll Wasser trank. Als er fertig war, ging er hinaus, stieg den gegenüberliegenden Rain empor, auf dessen Kante oben ein kleines Häuschen thronte, zu welchem vom Dorfe her ein schmaler Pfad schräg aufwärts führte.

Auf einem Stein vor dem Häuschen saß ein junges Mädchen und strickte. Es war Marie, die Schwester Eberhards, auf dessen Geige und Flöte er die Musik gelernt. Sie hatte ein schmales schönes Gesichtchen, dunkle Augen und schwarze Haare. Man merkte es, daß sie etwas aus sich machen wollte, was bei der Armlichkeit ihrer Kleidung oft recht komisch wirkte.

„Mit in die Hellbeern gehste dann nit mehr, gelt Mariche?“ fragte der Bursche.

„Nein, Wöllem. Mein Bruder leid's nit, und ich möcht's auch nit mehr. Ich geh' in 'ne Stadt und neh'm' 'n Dienst.“

„Willst auch 'ne vornehme Dame werden, nit?“

„Wenn ich's kann, warum nit? Meinst, ich soll hier in unjerem armseligen Dorf sterben und verderben?“

„Wennste dann erst fort bist, wirste auch an den Wöllem nit mehr denken.“

„An dich?“ lachte das Mädchen, — „ja, Wöllem, warum soll ich denn an dich denken?“

„Na, wir sind doch Nachbarskinder von Jugend auf gewesen und haben als Kinder oft davon gesprochen, daß wir 'mal Mann und Frau werden wollten.“

„Du willst mein Mann werden, Wöllem, du?“ fragte sie, indem sie sich Mühe gab, recht erstaunt zu tun. „Du hast ja noch nit 'mal Schuh' und Strümpf' anzutun und denkst alleweil schon dran, mich zu heuraten? Nein, da muß ein anderer kommen!“

„Ich mein' ja auch nit, daß du mich so heuraten sollst, wie ich hier bin. Aber ich denk', wenn ich 'mal mit 'nem Hut auf dem Kopf und fein gewichsten Stiefeln vor dir ständ', daß das dann was anderes wär' wie alleweil! Da wär' ich doch der Hellbeern-Wöllem nit mehr, und weil ich der nit mehr wär', da würd'st du doch nit nein sagen, gelt?“

„Ha, Wöllem, das kån' noch drauf an! Möcht' aber doch 'mal sehn, was du für 'ne Positur mächtst in Hut und Stiefeln. Das sind Sachen, die bist nit gewohnt.“

Marie musterte ihn von unten bis oben.

„Brauchst deinen Spott nun grad nit mit mir zu treiben,“ sagte Wöllem verlezt. „Ich weiß ja freilich, daß man mich den Hellbeern-Wöllem heißt, weil ich der ärmste Jung' im Dorf bin und den ganzen Sommer in den Hellbeern liegen muß. Aber

drum kann's auch noch 'mal anders werden mit mir, so, daß du grad nit mehr Ursach' hast, dich über mich lustig zu machen. Aus deinem Bruder, dem Eberhard, ist doch auch was worden, und ich weiß doch noch als Kind, daß er grad nit viel besser ausjah wie ich auch alleweil.“

„Spotten hab' ich dich grad nit wollen,“ erwiderte das Mädchen. „Aber ich merk', daß du auch gern so 'n feiner Herr sein möcht'st wie der Eberhard, und dadrüber muß ich lachen. Denn ich glaub' nit, daß dir das gerät.“

Wöllem wollte etwas erwidern, als seine Mutter unten in der Tür der Hütte erschien, auf den Stoß gestützt, und ihm zurief: „Ich denk', wenn's morgen in Wald gehen soll, dann wär's eßt Zeit, daß du dich legst. Um zwei Uhr dürst' wohl die Nacht 'rum sein.“

Ohne ein Wort zu sagen, machte sich Wöllem den Rain hinab. Seiner Mutter Wunsch war ihm stets heiliges Gebot.

Im Osten verriet ein fahler Schimmer den Beginn des Tagesgrauens. Die wenigen Sterne verloschen einer nach dem andern. Es war noch kein Laut vernehmlich und die Umrisse der Hütten des ärmlichen Dörfchens unterschieden sich kaum. Unter der großen Linde am Wege aber standen schon die Hellbeernsucher und warteten auf einige Verspätete. Auch Wöllem kam aus seiner Hütte. Er trug zwei Körbe und in der einen Hand ein zusammengeknötetes Tuch mit einem großen Stück trockenen Brotes. Er war barfuß und barhäuptig, und hatte dieselbe Kleidung an, in der er gestern abend noch gewesen. Die Körbe trug er über den Kopf gestülpt. Bald wären die Hellbeernsucher alle beisammen.

Ein altes Weib, die alte Lies, übernahm die Führung. Sie war Hellbeernsucherin von Jugend auf gewesen, und was sie anordnete, galt als Gesetz, dem sich jedes fügte. Sie war eine kleine hagere Frau, äußerst geschwätzig und beweglich.

So ging der Marsch in den grauenden Morgen hinein, durch die wohlhabenden Dörfer des Ebsdorfer Grundes, hinüber nach den Bergwäldern, welche das alte Marburg von Süden nach Osten umziehen. Die alte Lies hatte schon den Plan entworfen: der Schwarm sollte sich zuerst an der Hemmerichs-Wand niederlassen, der schräg sich herabziehenden nördlichen Seite des lichten Kuppels, auf dessen Spitze, weit hin sichtbar ins Tal, ein alter Steinbruch sich besand. Dajelbst gab es Heidelbeeren in Menge. Von der Höhe des Berges bis in die Schluchten der ausgedehnten Wälder herab war nichts als eine grüne Fläche, welche nur aus Heidelbeersträuchern bestand, die sich nach allen Richtungen unter dem grünen Laubdach des Waldes weit hinzogen.

Die Schar zerstreute sich weit hinein unter den Buchen und Tannen und sammelte emsig bei gemächlicher Unterhaltung. Meistens sprach man über häusliche Angelegenheiten, oder man redete über irgend jemanden im heimatischen Dorfe; nur die



alte Lies wußte wieder etwas ganz Interessantes. Sie erzählte nämlich von den alten Haunen,*) die allhier begraben lägen und welche vor undenklichen Zeiten um den Berg herum gewohnt hätten. Man befindet sich also an einer Stelle, an der es nicht recht geheuer sei, was schon der Name Hemmerich beweise. An der Bergeswand hier hätte ein Hemmerich gehaust, der heute noch sein Revier hütete. Die der alten Lies Nächststehenden überließ ein Schauer, als sie das vernahmen. Zugleich freuten sie sich, daß sie in so großer Anzahl dem Hemmerich in sein Gebiet gerückt seien, denn der würde angefißt dessen doch wohl nicht erscheinen und sie verjagen.

Als die Nacht heraufbrückte, fand sich die Schar in kurzer Zeit zusammen und hockte um ein Feuer, welches am Hang des Berges an einer möglichst dichten Stelle angezündet wurde. Wer ein Kesselfchen hatte — und das hatten die meisten — der setzte es ans Feuer, um sich einen Kaffee zu brauen, nicht aus Bohnen, nein aus getrockneten, in kleine Würfel zerschnittenen Möhren. Das Wasser dazu spendete eine nahe Waldquelle.

Mittlerweile setzte es freilich einen Heidenspektakel, und die alte Lies hatte nichts weiter zu tun, als die vielfachen Streitigkeiten des lebhaften jungen Volkes zu schlichten. Aber endlich kam man doch zum Ziel. Als das Feuer erlosch, hatte man auch seinen Kaffee im Leibe — mit Ausnahme des Wöllem, der nur den Rest seines trockenen Brotes verzehrte. Dann versuchte jedes, sich im Laub und Gesträuch so gut zu betten, als dies eben möglich war. Die Nacht war warm; die Stille des Waldes wurde nur hie und da durch den Schrei einer Eule unterbrochen. Es dauerte darum auch nicht lange, bis alle eingeschlafen waren. Nichts verriet diese große Lagerstätte.

Es war Witternacht und der Mond stieg hoch über die Hemmerichs-Wand. Er warf seine bleichen Strahlen herab zwischen die Bäume bis tief in die finstern Schluchten hinein. Sie zeichneten allerlei gespenstliche Formen und Bilder unter den hohen Buchen, Tannen und unter dem Blättergewir. Da sprang ein Reh durch das Gebüsch und verursachte, daß einer der Schläfer sich erhob und schlaftrunken um sich starzte. Im bleichen Mondlicht erblickte der Erwachende richtig einen waffengerüsteten Recken mit dem blinkenden Schwert in der Hand und dem leuchtenden Helm auf dem Kopf.

„Huh — huh!“ rang es sich endlich von den Lippen des Erwachenden. Alle sahen jäh aus dem Schlafe und fragten, was es denn gäbe.

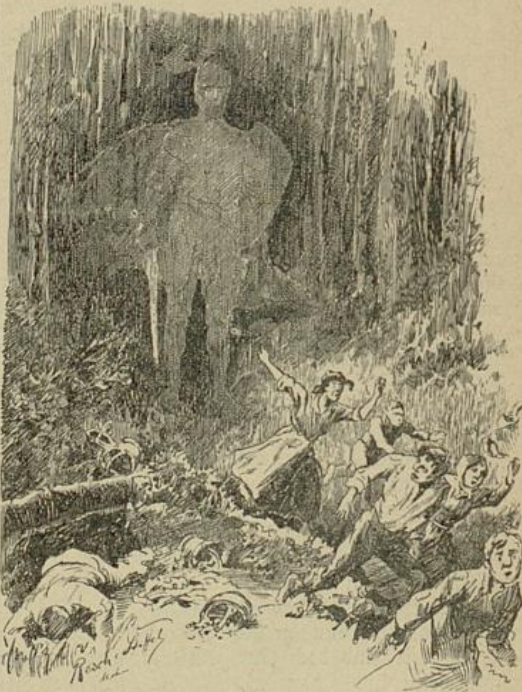
„Das Gespenst, das Gespenst, — dort steht's!“

Und in der Tat — alle sahen sie ein Gespenst, das eine sah es hier, das andere dort, — aber alle sahen sie eins.

„Der Hemmerich, der Hemmerich, — sagt' ich's nit!“ heulte die alte Lies, während sie ganz außer sich die Hände ineinander schlug. „Lauft, lauft, sonst sind wir alle verloren!“

*) Hünen.

Und alle liefen sie, als wäre der Teufel hinter ihnen; über Stock und Stein ging's durch den finstern Wald, und gar manches kam zu Schaden dabei, indem es entweder gegen einen Baum rampte oder über das Wurzelwerk stürzte. Die alten Weiber konnten endlich nicht mehr mit, und auf einer Waldwiese kam die Jagd zum Stehen.



„Das Gespenst, das Gespenst, — dort steht's!“

„Gott behüt' uns,“ leuchte die alte Lies, als sie sich inmitten der Wiese, die man die Badstube nennt, befanden. „Muß man denn um die paar Kreuzerchen so 'ne Angst ausstehn!“

Gleich darauf ging ein Streit los, der mit allem Eifer und größter Zungenfertigkeit geführt wurde. Keines stimmte mit dem andern überein, in welcher Richtung das Gespenst sichtbar gewesen; aber daß es der Hemmerich selbst gewesen sein müsse, von dem die alte Lies noch gestern erzählt, das gaben alle zu. Nun hatte man auch noch die Körbe an dem verurufenen Orte stehen. Doch daran dachte man jetzt weniger, weil es immer noch galt, das Aussehen des Gespenstes festzustellen. Darüber begann der Tag zu grauen. Jetzt wagte es denn auch die immer noch streitende Schar, sich wieder nach ihrer Lagerstätte zu begeben, weil wohl jetzt der Hemmerich sich wahrscheinlich wieder in sein kleines Reich tief unter der Erde zurückgezogen haben würde.

So war es denn auch. Vor dem beginnenden Tag war die unheimliche Gestalt entflohen. Man konnte es nicht begreifen, daß man sich so erschrecken ließ. Nur dasjenige, welches die Gestalt zuerst

gesehen, entsann sich noch genau, wo sie gestanden, An der betreffenden Stelle befand sich ein alter abgestorbener knorriger Buchenstamm mit teilweise faulem Holz. Unter dieser Baumleiche mußte sich also das Grab des gefürchteten Hemmerich sicherlich befinden. Man begann wieder das Sammeln und hatte bis gegen Mittag sämtliche Körbe mit Heidelbeeren gefüllt. Wöllem machte zwar ein trübseliges Gesicht, denn er hatte nichts mehr zu essen bei sich; es blieb ihm nichts weiter übrig, als den knurrenden Magen mit etlichen Händen voll Heidelbeeren zu befriedigen. Spät am Nachmittage langte die Schar wieder im heimatlichen Dörfchen an, wo das Erlebnis mit dem Hemmerich sofort mitgeteilt wurde. Die Geschichte war bis in den Winter hinein der beliebteste Gesprächsstoff.

Noch gar manchmal machte Wöllem in diesem Sommer, so lange die Heidelbeerenernte dauerte, mit seinen Genossen die Wanderung in die Wälder bei Marburg. So war es ihm denn auch endlich gelungen, so viel Geld zu erübrigen, um sich eine Flöte und einen Anzug kaufen zu können. Das Bein seiner Mutter war durch allerhand Naturmitteln soweit geheilt worden, daß die alte Frau wieder hinüber in den Ebsdorfer Grund betreten gehen konnte. So lange sie das noch vermochte, war keine Gefahr, daß sie verhungerte. Darum konnte Wöllem auch getrost nach England gehen.

Fast zur selben Zeit verließ auch Nachbars Marie oben am Main ihr kleines Häuschen, um in der Großstadt sich einen Dienst zu suchen. Wenn auch ihr hochfahrendes Wesen von neulich Wöllem arg verletzt hatte, so konnte er doch nicht anders, er mußte sich noch von ihr verabschieden. Als sie ihm die Hand reichte, meinte sie selbstbewußt: „Na, wenn wir uns in Jahren 'mal wieder treffen hier, wollen wir 'mal sehen, wer's am weitesten von uns gebracht hat: ob du 'ne Gräfin oder ich 'nen Grafen gekriegt haben.“

„So denk' ich nit, Marie,“ erwiderte Wöllem, „dir aber scheint's nur drum zu tun zu sein, 'mal 'nen Grafen zu kriegen.“

Ein halbes Duzend Jahre war vergangen. In dem Marktflecken Glenmore in Schottland war Markttag, an dem es wohl just ebenso zuging, wie bei unseren deutschen Märkten auch: Gedränge, Geschrei und Musik dazwischen. Eine Bande Musiker, alle übereinstimmend gekleidet, durchzog die Straßen und erregte die allgemeine Aufmerksamkeit durch ihr flottes Spiel. Der Flötenspieler war es besonders, der die zartesten Töne seinem Instrumente zu entlocken verstand. Die Zuhörer warfen ihm reichlich Geldmünzen zu. Auf die Mädchen machte schon sein äußeres Eindruck. Sein sonnenbranntes Gesicht war recht ausdrucksvoll, die großen dunklen Augen blickten so treuherzig in die Welt, und unter dem großen Filzhute quoll das dicke schwarze Haar hervor. Dazu war seine Gestalt schlank und wohlgeformt.

Die Einnahmen an diesem Markttag mußten für die Musikbände sehr gute gewesen sein, denn als sie abends in einer Herberge um einen Tisch herum saß, hatte der Älteste unter ihnen, der Meuersch Peter, einen großen Haufen Kleingeld vor sich liegen, das er nach den verschiedenen Münzsorten ordnete und zusammenzählte. Die andern unterhielten sich indessen über dies und jenes. Dabei kam auch die Rede auf das stolze Schloß, welches oberhalb des Ortes auf einem Hügel thront. Einer machte den Vorschlag, am andern Morgen den Schloßbewohnern eine Morgenmusik darzubringen. Die andern stimmten zu in der Hoffnung, daß dabei je nach der Laune der Herrschaft etwas Erkleckliches abfiel. Der Wirt gab gern über den Besitzer des Schlosses und dessen Familie Auskunft. Der Baronet of Glenmore, dem das Schloß gehörte, war Witwer und ein sehr reicher Mann. Er wohnte mit seiner Tochter Florence allein dort oben, beherbergte aber die meiste Zeit des Jahres fremde Gäste, die ihm behilflich sein mußten, die Langeweile zu töten. Von seinen beiden Söhnen war der eine in Indien, der andere bald in London, bald in Paris.

Die Musikbände begab sich also richtig am frühen Morgen auf das Schloß hinauf. Die Flügel des großen eisernen Tores zum Vorhofe waren geöffnet. Im Schloß selbst lag noch alles in tiefer Ruhe. Es war ein massiger Bau aus grauem Sandstein, mit langer Front, an den Seiten mit zinnenbekrönten Türmen. Von beiden Enden der Front aus erstreckten sich zwei Flügel rückwärts nach dem Parke hin. Das Eingangstor befand sich zwischen zwei gewaltigen Säulen, welche eine mit einem zinnenartigen Mauerkranz gekrönte Plattform trugen. Das Ganze machte einen zwar vornehmen, aber finsternen Eindruck.

Die Musikbände nahm Aufstellung, und der Meuersch Peter wandte sich an den Flötenspieler: „Wöllem, ekt kannste dich dann 'mal ins Zeug legen, damit wir in Ehren bestehen und sie uns am End' nit mit den Hunden vom Hof heken, denn man weiß immerhin nit, wie sie's aufnehmen. Ich glaub', sie liegen alle noch in den Federn.“

Auf ein Zeichen des Meuersch Peter begannen sie: „Lang, lang ist's her — —“, jenes zwar melancholische, aber doch so beliebte schottische Volkslied. Wöllems Flöte konnte dabei so recht zur Geltung kommen.

Hinter den hohen Bogenfenstern wurde es mit einem Male lebendig und hie und da erschienen Gesichter in den geöffneten Fenstern. Auch auf die Plattform traten jetzt etliche Personen, darunter ein gar liebliches Fräulein in hellem Kleide. Lichtes, goldblondes Haar fiel von dem reizenden Köpfchen bis auf die Schultern herab. So trat sie an die Brüstung heran, um dem Spiele der fahrenden Musikanten zu lauschen.

Das Lied fand bei der vornehmen Gesellschaft Beifall, sie klatschte wiederholt in die Hände, was die Spieler ermunterte, noch ein zweites Stück zum besten zu geben. Zuletzt noch fesselte der Wöllem

durch eines seiner Bravourjoli auf der Flöte die Zuhörer derart, daß selbst die langweiligsten Gesichter oben sich belebten und mit Interesse dem Spiele zuhörten.

Die aufmerksamste Zuhörerin war die junge Dame; traumhaft schaute sie in die Ferne, als suche sie dorten ein verborgenes Glück. Hin und wieder schaute sie den Flötenspieler an. Ob es allein sein Spiel war, was sie so gefangen nahm?

Wöllem setzte die Flöte ab, sah zur Plattform hinauf und gewahrte wohl, wie ihn das Schloßfräulein musterte. Aber was sollte ihm das? Er hatte ja nur um Geld gespielt. Er griff zum Hute und winkte hinauf.



Auch auf die Plattform traten jetzt etliche Personen, darunter ein gar liebliches Fräulein.

Die junge Dame wandte sich um und redete mit einem älteren, gar vornehm aussehenden Herrn, der hinter ihr stand. Als bald lud ein Diener die Musikanten ein, ins Schloß zu kommen. Sie wurden zu dem Herrn und der Dame, dem Schloßherrn und seiner Tochter Florence, geführt. Der Baron forderte sie auf, am Nachmittag bei dem Fest im Parke gegen gute Bezahlung noch einige Stücke zu spielen. Mittlerweile ließ Wöllem seinen Blick im Zimmer umherschweifen, dessen Luxus und Pracht den armen Sohn der Rabenau gar schier blendete. Dabei begegnete sein Auge demjenigen der jungen blonden Schottin, welche in sichtlicher Verwirrung zu Boden sah.

Der Diener wies hierauf den Musikanten ein Zimmer an, woselbst ihnen ein Frühstück aufgetragen

wurde. Als dann ergingen sie sich im Parke. Wöllem stellte dabei Betrachtungen an über das so verschiedene Los der Menschen. Welcher Reichtum und welcher Luxus bot sich hier seinem erstaunten Auge dar! Er hatte ja schon gar manchen stolzen Herrensitz während seiner sechsjährigen Abwesenheit in England und Schottland von außen kennen gelernt, aber noch nie war es ihm vergönnt gewesen, in das Innere so eines Märchenschlosses zu gelangen. Ja, wie mochten die Menschen so glücklich sein, die in solchem Überfluß leben konnten, die jeden Wunsch sich zu erfüllen vermochten! Wenn er dieses gewaltige Schloß mit dem herrlichen Parke, der wie aus Zauberhand entstanden schien, mit seinem elenden Hüttchen daheim und dem Gärtchen dahinter verglich, dann überkam ihn die Wehmut. Seine Mutter, welche noch lebte, führte ja wohl jetzt ein besseres Dasein als ehemals, denn er hatte ihr manch schönes Stück Geld geschickt. Aber wenn er den Luxus betrachtete, der diese Schloßbewohner umgab, so kam ihm das elende Hüttchen daheim noch um so armliger vor.

Am Nachmittag fand er noch mehrmals Gelegenheit, sein vollendetes Flötenspiel bewundern zu lassen. Man erkundigte sich nach seiner Heimat und fragte ihn noch sonst mancherlei. Er gestand auch, daß er ein fertiger Violinspieler sei und auch auf dem Klavier gut Bescheid wisse. Wenn nun Wöllem sich auch scheinbar teilnahmslos verhielt, so bemerkte er doch, daß mit der jungen Miß und den Gästen etwas nicht im Einklang war. Sie war die Königin des Festes, dafür war sie ja aber auch die Tochter des Schloßherrn. Sie nahm die Huldigungen, die ihr von den Gästen pflichtschuldigst dargebracht wurden, als etwas Selbstverständliches mit förmlichem Anstand entgegen. Dagegen dachte es Wöllem, als seien ihr die Aufmerksamkeiten eines schon etwas ätlichen Herrn mit rottem Haar recht lästig. Ob wirkliches Glück in den Herzen dieser vornehmen Leute wohnte, schien Wöllem alsbald doch sehr zweifelhaft.

Erst spät in der Nacht fand das Fest sein Ende. Die Musikanten erhielten eine fürstliche Belohnung und wurden verabschiedet. Während sie hinab nach Glenmore gingen, meinte der Meusersch Peter scherzweise zum Wöllem: „Die Klein' schien's denn auf dich abgesehn zu haben. Ich hab' bemerkt, daß sie kein Auge von dir verwandt hat.“

„Ihr macht dann immer gern Späße, Better Peter,“ versetzte Wöllem. „Unser Ari Leut' sind aus roherem Holz geschnitzt als so 'n feines Mädchen. Wer der gefallen sollt', müßt' ganz anders geartet sein wie ich.“

„Wer weiß,“ fuhr der Peter fort, „ob du ihr nit am End' besser gefallen tästst als wie der Rothhaarige, der sich so eifrig um sie 'rum machte. Ich wenigstens glaub's.“

„Kann ja schon sein,“ meinte der Wöllem leichtthin.

Dann sprach man von etwas anderem.

Am andern Morgen versammelten sich die Musikanten erst spät in der Wirtsstube, um zu frühstücken.

Sie hatten länger geschlafen als sonst, weil sie erst spät in der Nacht zurückgekommen waren. Dann eilte es ihnen heute auch nicht, weil sie erst zu beraten hatten, wohinaus sie des Weges ziehen wollten. Während sie um den Tisch saßen und gemächlich ihr Frühstück verzehrten, kam ein Bote vom Schloß, der nach dem Flötenspieler fragte. Wöllem meldete sich und erfuhr, daß er sofort noch einmal aufs Schloß zum Baronet kommen sollte.

Der Peter lachte verschmitzt bei dieser Botschaft und rief dem Wöllem zu: „Paß auf, die Klein' hat was fertig gebracht, denn weißt du: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist.“

„Macht keine Geschwäher, Vetter Peter!“ erwiderte Wöllem trocken, indem er sich anschickte, mit dem Boten zu gehen.

Als beide die Stube verlassen, ergingen sich die Zurückgebliebenen in allerlei Mutmaßungen, weshalb man wohl den Wöllem nochmals aufs Schloß geschieden. Nur der Peter meinte ziemlich bestimmt: „Mir ahnt, daß wir unsern Flötenspieler verlieren, und was mir ahnt, trifft gewöhnlich ein. Ja, ich jag's nochmal: Weiberlist geht über alles, was auf Erden ist.“

Endlich kam der Wöllem zurück.

„Nun?“ fragten seine Kameraden wie aus einem Munde.

„Der Baronet hat mich aufgefordert, längere Zeit auf dem Schloß zu bleiben und seiner Tochter Unterricht im Klavierpielen zu geben. Er werde mich gut bezahlen. Was meint Ihr, Vetter Peter, soll ich's tun?“

„Daß du ein Narr wärst, wenn du's nit täts!“ fuhr Peter halb zornig auf. „So 'nem armen Jungen wie dir kann auch 'mal 'n Glück in Schoß fallen.“

„Wißt Ihr, Vetter Peter, mir fehlt's ein wenig an der Courage,“ erwiderte Wöllem unschlüssig. „Ich weiß nit, wie ich's mit dem feinen Fräulein anstellen soll.“

„Donnerstag, das wird sich schon finden, sei nur kein Löspel,“ posterte Peter. „Ich bin wahrhaftig schon 'n alter Kerl, beinahe sechzig, aber wenn ich heut' Dreie kriegt, so 'n hübsches Fräulein Baggeige spielen zu lernen, glaubst, ich thät' mich fürchten?“

„Ja, was kann mich denn das Fräulein nützen, Vetter Peter? Ihr tut grad so, als ob ich's freien könnt'. Daraus kann doch nie was werden!“

„Laß doch draus werden, was will! Und denk dran was, ich dir sag': sei kein Dummkopf! Aber trotzdem — alles in Ehr'n!“

Wöllem mußte sich noch manchen Scherz der Musikanten gefallen lassen, bis er endlich so weit war, wieder auf das Schloß zu gehen.

Etwa drei Wochen waren seitdem verflossen. Ein milder Abend lag über der Landschaft, über Schloß und Park von Glenmore. Finster und trozig schaute jenes vom Hügel herab; es herrschte tiefe Ruhe in ihm. Der Baronet war mit den Gästen auf mehrere

Tage nach einem entfernten Gute gefahren, woselbst große Jagden stattfinden sollten. Somit war das Schloß wie ausgestorben. Unter den hohen Bäumen und im Gebüsch, in dem sich breite Wege nach verschiedenen Richtungen verloren, herrschte schon Dunkelheit. An dem Ufer des kleinen Weihers hinter den hohen Tannen und Birken stand eine Erdbank, mit Moos dicht umkleidet. Dort saß ein junger Mann, der träumend in die dunkle Flut starrte. Es war Wöllem, dem es dieses zaubervolle Plätzchen angetan hatte. Während seines Aufenthaltes auf Schloß Glenmore suchte er es fast jeden Tag auf.

Alein nicht der liebliche Ort nur zog ihn seit etlichen Tagen an. Es war noch etwas anderes dabei, weshalb er in der letzten Zeit hierher ging, und deswegen war er auch eben wieder hier. Er saß schon seit einer halben Stunde, als es noch Tag war, und wartete. Plötzlich wurde am Eingang eine Gestalt sichtbar. Sie winkte mit der Hand und stand einen Augenblick, um zu lauschen. Dann kam sie vorsichtig näher und setzte sich neben Wöllem.

„Da bin ich wieder unbemerkt entkommen, William,“ flüsterte ihm Florence zu. „Ich muß vorsichtig sein, wie du dir wohl leicht denken kannst, — wenn es mein Vater erführe!“

Wöllem legte sanft den Arm um ihre Taille und ergriff mit der Rechten ihre kleine Hand.

„Ich kann es kaum fassen,“ sagte er, „wie es möglich ist, daß solch ein Wesen, wie du, mich, den armen Sohn des Volkes, mit seiner Liebe beglücken konnte. Ich lebe wie in einem Traume, und ich fürchte stets das Erwachen.“

„Gut, so laß uns träumen,“ erwiderte Florence, indem sie das Köpfschen an die Brust Wöllems lehnte und zu ihm empor sah. „Sieh, was konnte ich dafür? Deine Augen hatten mir's angetan, und ich kann es nicht sagen, was ich empfand, wenn dein Blick mich traf. Er zeigte mir eine fremde Welt.“

„Aber Florence, an das Erwachen müssen wir denken.“

„Meinst du, ich tue es nicht? Ich habe alles schon bedacht. Ehe mein Vater mit den Gästen zurückkehrt, reisen wir in der Nacht ab, ohne daß man im Schloß etwas merkt. Die Vorbereitungen habe ich schon getroffen. Wir fahren nach Greta Green, um uns trauen zu lassen, und dann über London nach dem Kontinent; zunächst nach Hamburg. Den Reiseplan habe ich schon entworfen, damit unsere Flucht ohne Aufenthalt von staten geht. Ich werde mich auch mit den nötigen Mitteln versehen, denn ich habe Gold, William. Ich wußte nicht, was ich mit all dem Golde anfangen sollte, das mir mein Vater jeden Monat zukommen ließ, und ich habe Schmuckjachen — ein Vermögen, William. Das nehme ich mit, denn es ist mein Eigentum.“

„Aber hast du auch bedacht, was du tust, Florence? Du verlässest deinen Vater, deine Heimat, dein Land, du verlässest alles, was dir lieb und teuer war,

und ich weiß nicht, ob meine Liebe, wenngleich sie auch ohne Grenzen ist, dir das alles ersetzen kann.“

„Und wenn sie das auch nicht sollte, so fürchte nicht, daß ich dir jemals einen Vorwurf mache. Ich konnte nicht anders, ich mußte dich besitzen. Und warum sollte ich mir ein Glück vereiteln, wenn ich es haben konnte? Wohl ist es wahr: ich habe es so eingerichtet, daß wir in Liebe zueinander entflammt sind, aber ich entschuldige mich vor mir selber, denn niemals würdest du es doch gewagt haben, aus freiem Triebe mir deine Neigung zu gestehen. Es war kein geringer Kampf für mich.“

„Florence, du bist ein Engel,“ sagte Wöllem zärtlich, indem er einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

Florence lächelte. „Vielleicht war es gerade die Art und Weise, wie man mich von allem fernhielt, die am meisten den Wunsch in mir rege machte, mich zu befreien. Sieh, ich hatte alles, dessen ich bedurfte, nur keine Liebe. Eine Mutter habe ich nicht gekannt, und ich habe doch so vieles von der Mutterliebe vernommen. Gewiß, mein Vater liebte mich; er liebte mich, weil ich seine Tochter war. Aber ich fühlte es doch, wenn ich ihm mit meiner kindlichen Liebe nahte, wie ihm das lästig war. Daher wurde mir auch jeder Wunsch, schon oft ehe ich ihn ausgesprochen, erfüllt, nur um keine Auseinandersetzungen herbeizuführen, die ich manchmal aus Langeweile wünschte. Aber jeder Anlaß dazu wurde mir durch eine nie versiegende Bereitwilligkeit zu allem entzogen. O wie sehr habe ich diese ewigen Gäste verwünscht; sie waren mir verhaßt. Denn sie, die Jagd und der Rennstall standen mir stets im Wege zum Herzen meines Vaters. Und ich mußte ein Herz haben, William, ich mußte. Sag, begreifst du mich nun?“

„Ich begreife,“ nickte Wöllem, — „und das Glück war mir hold.“

„Gewiß, das Glück führte dich mir in den Weg. Hätte ich dich nie gesehen, ich glaube, auch nie würde ich die Allmacht der Liebe empfunden haben. Ist nun mein Handeln auch nicht frei von Schuld, so habe ich doch keinen Anlaß, mich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Mein Vater dürfte wohl bei einigem Überlegen selbst zu der Überzeugung kommen, daß eine Schuld an meinem Schritte ihn am meisten trifft, denn kann man es von einem Kinde anders erwarten, wenn es die übergroße Freiheit, die man ihm einräumt, um ihm die fehlende Zärtlichkeit zu ersetzen, nach seiner Weise ausnützt?“

„Ja, sagte Wöllem mitleidsvoll, „ich verstehe dich, arme Florence. Aber ich sehe auch, wie man sich täuschen kann. Als ich Schloß Glenmore mit seiner Pracht zum erstenmal sah, dachte ich, wie glücklich die Menschen wohl sein müßten, die in ihm wohnten.“

„Ja, glücklich,“ lächelte Florence bitter. „Das Glück wohnt selten in Schlössern. Aber ich sehne mich darnach, dein Hüttchen zu sehen, in welchem du geboren wardst. Und deine Mutter!“

„Du sollst alles sehen, wenn du es wünschest, aber täusche dich nicht.“

Florence erhob sich, während Wöllem immer noch mit ihrer kleinen Hand spielte. Dann sagte sie, nachdem sie lauschend eine Weile gestanden: „Wir müssen die Flucht morgen nacht ins Werk setzen. Ich hoffe auf dein Erscheinen zur bestimmten Stunde.“

Dann verschwand sie mit lautlosem Tritt, wie sie gekommen war.

Wöllem aber saß noch lange auf dem Erdssofa und sann — sann, bis der Mond über die hochwipfligen Tannen da drüben stieg. Ja, er fühlte es: das Glück wohnt nicht immer in den Schlössern, und die Macht der Liebe durchbricht die höchsten Schranken, welche Überlieferung und Adelsstolz um Menschenherzen aufgeführt.

In der folgenden Nacht harrete er schon lange an der bezeichneten Stelle, an der hintern Giebelseite des westlichen Schloßflügels, in unmittelbarer Nähe des Parkes. Er war vollständig reisefertig und niemand würde in ihm den einstigen Straßennusikanten wieder erkannt haben, noch viel weniger den armen Buben aus einer Hütte der Rabenau.

Endlich wurde ein Fenster oben geöffnet.

„William!“

„Hier bin ich, Florence!“

Sie warf ihm eine Strickleiter zu, die er am Erdboden befestigte. Dann kletterte er empor und nahm oben in Empfang, was ihm Florence gab. Darunter war ein Kästchen mit Gold und Juwelen. Nachdem er dies unten in Sicherheit gebracht, kletterte er abermals hinauf, um Florence beim Herabsteigen behilflich zu sein.

„Endlich,“ hauchte sie, als sie den Erdboden unter den Füßen fühlte. „O es wurde mir doch nicht so leicht, als ich es mir dachte.“

Dann bot ihr Wöllem seinen Arm, auf den sie sich stützte. Aber der Abschied wurde ihr recht schwer. Schon nach etlichen Schritten wandte sie sich noch einmal um und blieb stehen, um die Umrisse des Schlosses zu betrachten. Dann brach sie in krampfhaftes Weinen aus, während sie sagte: „Ich werde es wohl niemals wiedersehen. Und ist es nicht das Haus meines Vaters, welches ich auf ewig verlasse? O William!“

Auch dieser war von dem Leid ergriffen, das sie beim Scheiden empfand. Gefaßt eilten beide lautlos nach einer Stelle der Parkmauer, wo ohne viel Mühe hinüberzukommen war. Dann eilten sie hinab nach Glenmore, um in den nächsten Zug einzusteigen, der sie nach Greta Green führen sollte.

Als der Baronet am andern Tag mit seinen Gästen zurückkehrte, erfuhr er von der Dienerschaft, daß seine Tochter mit dem Musiklehrer verschwunden sei. Er war natürlich wie vom Schlage gerührt. Aber was nützte ihn sein Toben und Schelten?

Er machte sich sogleich reisefertig und eilte hinunter auf den Bahnhof in Glenmore. Dasselbst erfuhr er, daß in der Nacht ein Herr und eine tiefverschleierte Dame in der Richtung nach Greta Green eingestiegen seien. Also fuhr er hinterher. In Greta Green teilte man ihm mit, daß eine

Traung in aller Eile vollzogen worden sei und das junge Paar sich bereits in London befinden müsse. Aber auch in der Hauptstadt kam er zu spät an, um eine Abreise der beiden verhindern zu können. Sie befanden sich bereits auf einem Schiff nach Hamburg. So kehrte er denn unverrichteter Dinge zurück.

In dem armen Dörfchen auf der Rabenau langten eines Tages zwei „vornehme Leut“ an, welche die schlichten Bewohner desselben nicht wenig in Aufregung versetzten. Sie ritten auf Pferden, und ein Diener folgte ihnen. Die Kinder liefen natürlich hinterher, und man war über die Maßen erstaunt, daß sie mit solcher Sicherheit ihren Weg fanden und plötzlich draußen vor der elenden Hütte der alten Wiesengret — so nannte man Wöllem's Mutter — Halt machten.

Die Alte saß vor der Hütte und blickte teilnahmslos den Ankommenden entgegen. Wer waren sie und was führte so vornehme und reiche Leute vor ihre armselige Hütte?

„Mutter,“ klang es da von den Lippen des jungen und stolzen Herrn, der vom Pferde sprang und sich zu ihr neigte. „Mutter, kennst du mich noch?“

Die Alte beschattete ihre Augen mit der Hand und dann sagte sie zweifelnd: „Wöllem, bist du's wirklich?“

„Ich bin's, Mutter, und das da ist deine Schwiegertochter.“

Die Alte erhob sich mit Hilfe ihres Sohnes und dann half dieser seiner jungen Frau vom Pferde, welche ihrer Schwiegermutter mit freundlichem Lächeln entgegentrat.

„Das wär' dein Frauchen, Wöllem? Ach Gott, das ist ja ein Engel!“

Wöllem führte nun Florence in das Innere der Hütte. Hier konnte er ihr allerdings nicht viel zeigen, — nichts als Schmutz und Armseligkeit.

„Gelt, welcher Unterschied zwischen meiner Geburtsstätte und dem stolzen Schloß in Schottland!“

„Armer William!“ flüsterte Florence tief bewegt. „Dies Bild hätte ich mir von deiner Heimat nicht gemacht.“

Es war natürlich wie ein Lauffeuer im Dorfe herum, daß die Fremden der Wiesengrets Wöllem nebst seiner jungen Frau seien. Und Gott mochte wissen, woher es die Leute ahnten: sie erzählten auch sogleich, daß sie die Tochter eines gar stolzen und reichen Herrn in England sei.

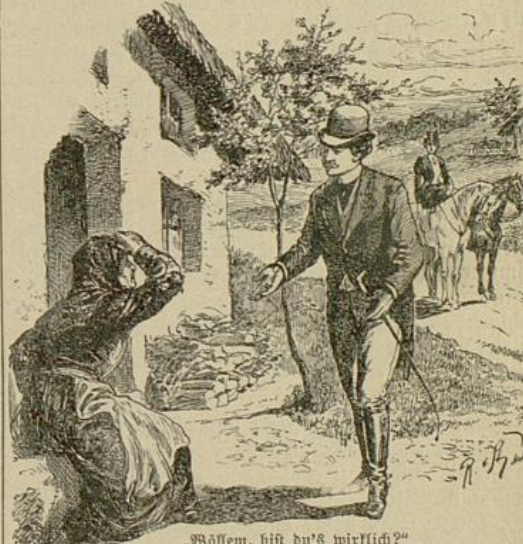
Die beiden blieben mehrere Tage in der Gegend und wohnten auf einem benachbarten Dorfe, wo man Florences wegen in einem ziemlich guten Wirtshaus Unterkunft nahm. Alltäglich wanderte Wöllem entweder allein oder in Begleitung seines jungen Weibes nach seinem Heimatsdorfe. So begegnete er denn auch eines Tages Nachbars Marie, wie sie barfuß mit einem Korbe auf dem Kopfe vom Walde her kam.

„Na, Wöllem,“ rief sie, als sie seiner ansichtig

wurde, — „hast's dann doch weiter 'bracht wie ich. Du hast wohl 'ne Gräfin, ich aber keinen Grafen 'kriegt.“

„Ja, 's kommt oft anders, als man denkt, und wenn man vorher sich viel vornimmt, wird's in der Regel gar nichts. Sag, wie geht dir's denn?“

„Mir wollt's in der großen Stadt nit gefallen, weil ich auch 'ne böse Herrschaft hatte, und da kam ich eines Tages wieder, weil ich's vor Heimweh nit



„Wöllem, bist du's wirklich?“

aushalten konnt'. Ich hab' ekt 'n Mann und drei Kinder. Ich komme aus dem Steinbruch, wo er arbeit', und wohin ich ihm 's Essen gebracht. Na, man muß auch so zufrieden sein, wenn's nit anders ist. Die alte Lies ist nun auch tot. Wir war'n doch manchmal mit ihr in den Hellbeern in der Marburger Gegend.“

„Ach ja,“ erwiderte Wöllem, — „ich dent' immer noch an die Geschichte im letzten Jahr, als uns der gespenstige Hüne an der Hemmerichs-Wand erschienen war. Sie behauptet's steif und fest, 's wär' 'n Gespenst; aber ich glaub' heut noch nit dran. Mit-gelaufen bin ich damals freilich auch.“

„'s war als schön zu jener Zeit,“ sagte Marie sinnend. „Na, du hast zwar kein' schlechten Tausch zwischen damals und jetzt gemacht und hast auch an deine Mutter immer hübsch gedacht. Aber gar 'n feines Frauchen hast du, Wöllem; die mußt du behandeln, als wär' sie von Glas. Ich hab' sie dieser Tage auf dem Gaul sitzen sehen. Sie sah dann anders um die Füß' 'rum aus wie ich.“

„Na ja, 's Barfußlaufen wie unserins hat sie freilich nit gelernt. Ich glaub', sie brächt's auch heut noch nit fertig, mit bloßen Füßen durchs Stoppelfeld zu laufen.“

„Das glaub' ich auch nit,“ lachte Marie, während sie sich zum Weitergehen anschickte.

Florence und Wöllem verließen bald wieder das

Dorf, in dem man sie wie ein Wunder angestaunt. Er hatte eine Stelle an der Theaterkapelle einer großen süddeutschen Stadt angenommen. Seine Mutter aber zog es vor, nicht mit ihm zu ziehen, wie er ihr angeboten; sie wollte lieber in ihrer Hütte bleiben, weil sie es von Jugend auf einmal in derselben gewohnt gewesen. Sie brauchte ja auch keine Not mehr zu leiden.

Florence fehlte zu ihrem Glück nur noch eins: die Verzeihung ihres Vaters. Sie hatte schon mehrere Briefe an ihn geschrieben, um dieselbe zu erlangen. Aber sie waren unbeantwortet geblieben. Das Kind, welches sie im Laufe zweier Jahre ihrem Gatten geschenkt, war so lieblich und so schön, daß sie nicht daran zweifelte, es würde auch die Liebe seines Großvaters finden.

Da meldete das Dienstmädchen eines Tages einen Herrn aus England, nämlich den Baronet of Glenmore. Florence winkte ihrem Mann, ins Nebenzimmer zu gehen. Sie wollte ihrem Vater eine peinliche Zusammenkunft ersparen. Allein auch ihr schlug das Herz gewaltig, als sie die Schritte ihres Vaters im Vorzimmer vernahm.

Da trat er ein, nachlässig und mit gleichgültiger Miene, wie sie es stets an ihm gewohnt gewesen. Er war also auch jetzt noch immer der Alte.

„Hast du nicht bedacht, daß ich dir fluchen könnte?“ fragte er, indem er sich ohne weiteres auf einen Stuhl niederließ.

„Du wirst es nicht, Vater,“ sagte Florence mit stehender Stimme und indem sie ihm die Hände entgegenstreckte, — „du wirst dein Kind nicht verfluchen!“

„Wohl! Aber hast du nicht überlegt, welchen Schimpf du deiner Familie antatest dadurch, daß du mit deinem Klavierlehrer heimlich entflohest? Ich hatte eine andere Wahl für dich.“

„Wen, Vater?“

„Nun, ich denke, du hättest es doch wohl merken müssen, warum Sir Archibald Elkinson, künftiger Erbe und Lord von Kingstone, dir seine Aufmerksamkeit erwies. War er doch ständiger Gast auf Glenmore Castle!“

„Ach, mir ahnte es damals! Ihn hattest du mir aufersehen? Dem Himmel sei Dank, daß mich ein gütiges Geschick vor ihm bewahrt hat.“

„Es ahnte dir also, und darum hast du den Plan, der dein Bestes wollte, durch deine Flucht vereitelt. Sag, was bist du denn jetzt? Die Frau eines Musikanten!“

„Wohl, das bin ich. Aber du kannst es ja nicht ermessen, Vater, wie teuer wir uns sind. Mein Mann trägt mich auf den Händen, und in seinen treuen Augen kann ich es lesen, wie lieb ich ihm bin. Sag, was würde ich Sir Archibald gewesen sein? Ein Spielzeug auf wenige Tage, eine vorübergehende Befriedigung seiner übersatteten Laune.“

„Liebe! Was ist Liebe? Für Leute unserer Art schießt sich das nicht! Deine Mutter quälte sich und andere auch mit derartigen Gedanken.“

Florence sah ihren Vater voller Mitleid an. Der Arme! Er hatte nie das Glück der Liebe gekannt. Sie nahm ihr Kind aus der Wiege und hielt es dem Großvater entgegen. Der Kleine lächelte und arbeitete mit den Händen auf ihn zu. Da schien das Eis zu tauen, das bis dahin das Herz des stolzen und kalten Mannes umschlossen gehalten. Er nahm den Kleinen und setzte ihn auf sein Knie.

„Wie heißt er?“

„William Sydney.“

„Also wie ich und — —“

„Und wie sein Vater! Darf ich ihn rufen?“

„Ich wünsche es nicht,“ sagte der Baronet abweisend. „Daß du ihn zum Mann genommen, konnte ich nicht hindern, aber eine Begegnung mit ihm möchte ich mir ersparen.“

Das Lächeln seines Entels aber vermochte es, dem kalten Mann einen Born zu öffnen, den er bis dahin noch nicht gekannt: den Born der Liebe.

„Ich fange an, dich zu verstehen, Florence,“ sagte er endlich. „Und ich habe die Empfindung, daß ich selbst manches an dir verschuldete. Ich verzeihe deinen Schritt und werde dir von heute an eine jährliche Rente von zehntausend Mark aussetzen.“

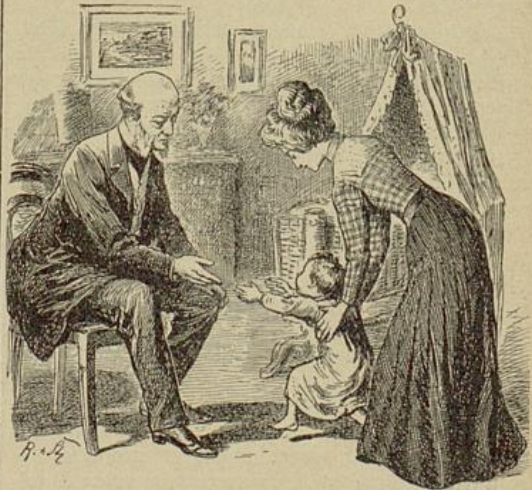
Damit holte der Baronet eine Brieftasche hervor, und entnahm ihr einen Jahresbetrag.

„O mein Vater, wie glücklich macht mich diese Stunde!“ sagte Florence, indem sie seine Hände ergrieff.

„Wir sind noch nicht zu Ende, denn ich habe eine Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Niemals wieder darfst du den Boden Englands



Der Kleine lächelte und arbeitete mit den Händen auf ihn zu.

betreten, wenn ich nicht meine Hand von dir ziehen soll. Du begreifst, daß ich diese Bedingung unserem Namen schuldig bin.“

„Wohl, und es gelüstet mich auch niemals danach, wieder nach England zurückzukehren, wenn du

es nicht wünschtest. Ich will für sie alle nicht mehr vorhanden sein."

"So leb' denn wohl," sagte der Baronet, während er den kleinen Sydney küßte und seiner Tochter die Hand reichte, — "und finde dein Glück in der Liebe deines Mannes, ein Glück, das auf Glenmore Castle dir allerdings nicht zu teil werden konnte."

Damit verabschiedete er sich. Er hat seine Tochter niemals wiedergesehen. —



Der Papagei als Ehe- und Friedensstifter.

lebte da in einer Badestadt eine alte kränkliche Dame. Die hatte einen Papagei und eine Wärterin. Der Papagei erheiterte seine Herrin durch sein drolliges Wesen, die Wärterin aber pflegte sie zu Tode.

Als der Kutscher, der sie im Leben oftmals spazieren gefahren, sie nun auch zur letzten Erholungsstätte, auf den Kirchhof, gebracht hatte, saßen die beiden, die

Wärterin und der Papagei, betrübt und erwartungsvoll beieinander, harrend, was nun aus ihnen werden sollte. Der Papagei kletterte von einer Stange zur andern, atmete schwer, sträubte das Kopfsgefieder, schlug die rotgrünen Flügel und rief in kläglichem Tone, wie er's von der Herrin gelernt hatte: "Ich bin so aufgereg't." Kein Wunder: denn ein neues, ungewisses Schicksal stand ihm jetzt bevor. Wie, wenn seine Herrin nicht für ihn gesorgt hatte und wenn er an den ersten besten verkauft wurde. Gleich traurige Gedanken bewegten auch die Wärterin Marianne; wenn sie's auch nicht in Worten ausdrückte wie der redselige Vogel, ihre Mienen sagten's doch: "Ich bin so aufgereg't!"

Nach Verlauf einer Stunde kam der Herr Vetter des seligen Fräuleins zurück und tröstete die beiden Trauernden im schwarzen und bunten Kleide mit der einstweiligen Versicherung: "Die Selige hat auch für euch beide gesorgt; ihr sollt beieinander bleiben."

Am Abend, es war schon spät, Marianne wollte eben die Läden schließen, da sah sie vorm Fenster eine dunkle Gestalt herumtschleichen; sie fuhr zurück, aber die Gestalt trat aus dem Dunkel ans erleuchtete Fenster und sagte freundlich: "Guten Abend, Jungfer Marianne." Es war kein anderer als der Kutscher Klebsattel.

"Ach, Sie sind's?" rief die Jungfer. "Herrje, wie bin ich erschrocken!"

"Ich hab' mir's doch gedacht, daß es Ihnen in dem einsamen Haus jetzt ein bißchen bange sein wird, so einsam und allein. Auch könnten manche Leute auf böse Gedanken kommen von wegen der Erbschaft des Fräuleins. Darum hab' ich gedacht, ich müßte da ein bißchen Schildwacht stehen. Ich habe ja eine Art Pflicht, der Jungfer beizustehen, bin ihr oftmals so nahe gestanden oder gesessen, wenn wir als ausgefahren sind."

Die Jungfer Marianne war gerührt über diese Anhänglichkeit und Besorglichkeit. Der Kutscher benutzte gleich diese Stimmung und meinte: "Ja, Sie sollten nicht mehr so einsam durchs Leben gehen. Es ist doch zu traurig, wenn man keine Stütze hat und wie der Vogel auf'm Zweig lebt, jeden Tag hinausgestoßen werden kann. Sie werden's jetzt fühlen?"

"Ja, 's ist mir, als ob mir meine Mutter gestorben wär' und ich stünd' als verlassene Waise mutterseelenallein in der Welt, seitdem die Selige fort ist." Das neunundvierzigjährige Waisentind fing an, gottserbärmlich zu weinen.

Die teilnehmende freiwillige Schildwacht tröstete die Betrübte damit, daß es ja immer noch gute Menschen in der Welt gäbe, an die man sich anschließen könnte.

"Ja, aber eine so liebe Seel' wie die Selige werd' ich schwerlich mehr finden; wir haben uns so gut vertragen."

Der Tröster meinte, es gebe noch andere liebe Seelen, es müßte ja nicht gerade eine Herrschaft sein; eine Kranke sei auch nicht immer ein Engel, wenn sie es auch bald werden wolle, namentlich eine weibliche; und im allgemeinen wäre es mit den Mannsleuten besser auszukommen als mit Weibern, die ja alle wunderbar seien.

Das sei wohl wahr, gestand die Jungfer zu; aber wo geschwind einen solchen Dienst finden.

"Dienst? Muß es gerade ein Dienst sein? Man hat doch auch einmal das Bedürfnis, selbständig zu werden, nachdem man sich so lange in andere hat schicken müssen. Ich weiß ja auch, wie's einem zu Mute ist, wenn man zwanzig Jahr gedient hat."

Er seufzte und sie tat ebenso.

"Ich habe schon gedacht, wie's wär', wenn man ein Stück Land pachtete oder kaufte und eine Gärtnerei anfinge, das hier noch besser ist und einträglicher als die Kutscherei. Aber da muß man zu zweit sein — eins muß im Garten arbeiten und das andere auf dem Markt sitzen."

Jungfer Marianne schwieg; aber zu sich selber sagte sie: "Aha, der hat heut auf dem Kirchhofweg etwas aus dem Gespräch des Herrn Veters mit dem Notar erlurt und will in dein Vermächtnis von der Seligen hineinheiraten. Nimm dich in acht!" Und sie schaute ihn daraufhin forschend an.

Der gutmütige Kutscher legte das aber anders aus und rief: "Jungfer Marianne, Sie sollten heiraten!"

"Ach was! Wenn man so alt ist, soll man nicht

mehr heiraten.“ Das sollte abweisend und schämig herauskommen. Es klang aber mehr so, als wenn sie gerade das Gegenteil im Sinne hätte; darum rief der Freier eifrig: „Ach was, zu alt? Das Alter, in dem wir stehen, sind ja die besten Jahre. Da hat man sich die Hörner abgelaufen und verträgt sich am besten.“

„Hm, hm,“ machte Marianne. Man wußte nicht, traute sie ihm oder traute sie ihm nicht.

„Meinen Sie? Wir zwei würden ganz gut zu einander passen. Wir sind ja so oft miteinander auf dem gleichen Wagen gefahren und haben nie Händel gehabt.“

Das mußte die Jungfer unbedingt zugeben; freilich dachte sie nicht daran, daß sie jeweils drinnen und er draußen auf dem Bock gefahren, und daß sie einander den Rücken zugekehrt hatten.

„Sind Sie nicht immer gut mit mir gefahren?“ fuhr der Freier fort; „so wird's auch weiterhin gehen.“

„Wir wollen sehen.“

„Also . . .“

„Ich muß mir's überlegen.“

„Sie werden sehen, wir werden einig und bleiben einig.“

Marianne sagte nichts darauf. Aber Boccaccio, der Papagei, der über dem Gespräch aufgewacht war, saß in einer trübseligen Stellung, die er der Seligen abgelauscht hatte, mit schlaff herabhängenden Flügeln und seitwärts geneigtem Kopfe und rief mit weinerlichem Tone: „Ach, das ertrag' ich nicht!“

Er wiederholte das noch mehrmals, bis er wieder einschlief. Seine Pflegerin ging noch lange mit sich selber spredend im Zimmer auf und ab. Die zweite „Heiratsnarrsch“ war über sie gekommen, und die soll noch heftiger sein als die erste.

Am andern Tag fragte sie den Herrn Vetter, sobald sie seiner nur ansichtig wurde, was mit ihr eigentlich werden sollte; sie müsse baldigt Gewißheit haben, wie sich ihr Leben gestalten werde, denn sie habe ein dringliches Anerbieten erhalten, worüber sie sich sofort entscheiden müsse.

Der Herr Vetter setzte ihr auseinander, daß die Selige in ihrem Testament für ihre treue Wärterin und den Papagei in gleicher Weise gesorgt habe, nämlich so: sie habe fünftausend Gulden ausgesetzt, davon solle Marianne die Renten ziehen und den Papagei pflegen. Wenn dieser aber sterbe, so fielen diese fünftausend Gulden dem Waisenhaus zu. Der Stadtrat habe also die Pflicht, jedes Vierteljahr zu kontrollieren, ob der Vogel noch am Leben und gut gehalten sei.

Ein abscheuliches Vermächtnis! Das sieht ihr ähnlich, der wunderlichen, alten Schachtel, mehr für den Vogel als für die Wärterin zu sorgen! Die Renten von fünftausend Gulden und nur auf Zeit — da waren keine großen Sprünge zu machen.

Also durfte Marianne nicht höher hinaus mit ihren Ansprüchen als bis zur Frau des Kutschers Klebsattel. Die sieben Jahre, die er jünger war,

wurden schon aufgewogen durch zweihundert Gulden Leibgeding. Er kennt die Sache, hat dir den Antrag gemacht, also probier du's mit ihm, wie 's Heiraten tut.

Und sie probierte es und heiratete ihn.

Sie wußte's schon eine Zeit lang, wie's tut. Es tat so weit ganz gut. Warum auch nicht. Er war den größten Teil des Tages im Garten und sie auf dem Markt. Aber eines schönen Tages kam es doch zur ersten Schlacht. Der Kampfspreis war der Kassenschlüssel. Das Gefecht wurde als erstes weniger laut geführt, weniger mit Worten als mit Gebärden, Troken und Weinen. Er blieb Sieger, und eine böse Ahnung für gleiche zukünftige Fälle überkam sie. Am Abend wollte sie darum das Gefecht erneuern, aber vom Seufzen, Heulen und Unglücklichtun kam's zum Tellerrasseln und Türzuwerfen. Aber wie sie so recht anfangen wollte, sah sie plötzlich, wie der Papagei im Käfig die Federn sträubte, mit den Flügeln schlug, hin- und herflatterte und überlaut schrie: „Ich bin so aufgeregt! Ich bin so aufgeregt!“

„O Gott!“ rief sie erschreckt und fürchtete, dem Vogel könnte etwas passieren. Er aber brach in ein unbändiges Lachen aus über den „Bojazzo“, wie er ihn nannte.

Das Gewitter war mit diesem Zwischenfall entladen, eine milde Veröhnung folgte, wie wohlthätiger Regen nach der Wetterschwüle.

Das nächste Ehegewitter ging aber nicht so leicht vorüber. Eines Abends kam er sehr spät heim und hatte ein wenig über den Durst getrunken. Sie hatte lange gewartet, gewacht und sich auf eine Gardinenpredigt vorbereitet. Vor Aerger war sie nicht so besonnen, ihn mit der erfolgreichsten Weibewaffe, den Tränen, kurz und klein zu kriegen, sie wandte vielmehr ihre ganze Beredsamkeit an, um ihm den Kopf gehörig zu waschen. Er wäre ganz nüchtern geworden, wenn solche Reden kühlendes Wasser für den brennenden Schädel wären; aber sie wirkten wie Del, das ins Feuer gegossen wird. Er brauste gehörig auf und suchte den Mangel an glaubhaften Ausreden durch seine laute Stimme zu ersetzen. Da begann sie zu weinen, und gleichzeitig fing der Papagei mit jämmerlicher Stimme zu klagen an: „Das halt' ich nicht aus! Das halt' ich nicht aus!“ Dem tobenden Manne blieben die Worte im Munde stecken, als er den Vogel jammern hörte. Das trunkene Glend kam plötzlich über ihn, er setzte sich auf einen Stuhl und fing wie ein Kind an zu weinen über seine Schlechtigkeit. Er verschwor alles Trinken, welches einen solchen Jammer ins Haus bringe. So saßen sie eine Zeit lang da und heulten um die Wette, alle drei, bis die Frau sich ein Herz faßte und ihren Mann zu beruhigen begann. Mit Mühe gelang es endlich, seine Tränen zu stillen und ihn ins Bett zu bringen. Er besserte sich auch wirklich, wenigstens für einige Zeit. Eines Tages jedoch ließ er sich wieder einmal verleiten, ein wenig über den Durst zu trinken.

Aber lange bevor dieser Rückfall eintrat, entlud sich ein Unwetter, das schrecklichste und heftigste, am Egehimmel des Gärtnerpaares.

Dabei handelte sich's nicht um den schönsten Mamon, auch nicht um die häßliche Untugend der Unmäßigkeit, sondern diesmal griff's ans Herz: der Streitgrund war die leidige Eifersucht. Sie behauptete, er tue mit den Dienstmädchen, welche Gemüse vom Garten holten, zu schön und schenke ihnen noch Sträußlein. Er aber rechtfertigte sich und ließ es sich nicht verbieten; das gehöre zum Geschäftsvorteil. Und heiß genug ging's her, so heiß, daß die zwei sogar die warnenden Rufe des Vogels überhörten. „Ich bin so aufgeregt! Nein, das vertrag' ich nicht!“ Es blieb sogar bei bösen Worten nicht, sondern es kam zu Tätlichkeiten. Sie zerrte ihn beim Bart und er sie an den Böpfen. Ja, jetzt erhoben beide schon die andere freie Hand, und wer weiß — eine unheimliche Stille trat ein. Da ließ sich ein eigentümlicher Laut vernehmen, beide Streiter wandten sich um, beide ließen auf einmal einander los, beide riefen wie aus einem Munde: „Herrje, der Papagei!“

Mit entsetzten Gesichtern traten sie an den Käfig. Da lag der gute Boccaccio am Boden, die Augen geschlossen, — tot. Ja, er hatte recht gehabt mit seinem: das ertrag' ich nicht!

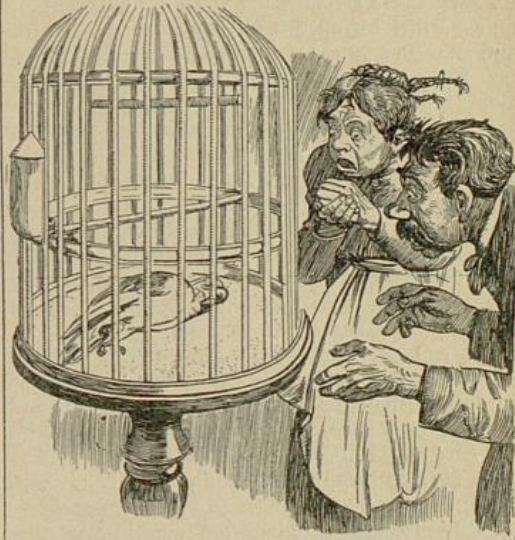
Er war zu vornehm für so starke Wutausbrüche, zu fein auch erzogen für so rohe Auftritte. Erschreckt und reuig saßen die beiden armen Sünder da, die zweihundert Gulden Rente waren hin, das Heiratsgut, um das er sie und sie ihn gekriegt hatte, war jetzt Waisengut, sie hatten ihr Glück mutwillig verschert. Er machte ein zornig-verdrießliches Gesicht, ihr kam das Weinen.

„Der arme Kaischo,“ jammerte sie, „o du guter, guter Vogel; mußt du so ums Leben kommen und uns um fünftausend Gulden bringen! Ach Gott, ach Gott, und morgen kommt schon die Kommission!“

„Kann man nicht geschwind einen andern ähnlichen kriegen?“ überlegte der praktische Ehegatte. „Gib ihn her, ich rei' heute noch nach der Hauptstadt.“

Sie holte die Leiche aus dem Käfig. Sie liebte den Toten. Er war noch warm; ja was war das? Das Herzchen klopfte noch ein bißchen. War er am Ende noch nicht ganz tot? Oder sollte er gar nur in Ohnmacht gefallen sein, wie so oft seine einstige Herrin? „Mann, geschwind ein Glas Wasser!“ Er brachte es, sie goß es dem Leblosen über den Kopf; er schüttelte sich und spritzte den beiden die Tropfen ins Gesicht; diese wurden gar heiter, und als der lose Vogel sich vormurfsvoll, aber mit kräftigen Bewegungen und lauten Tönen als lebendig erwies, da fielen die beiden Eheleute einander um den Hals, lachten und weinten durcheinander und gelobten, nie mehr zu streiten. Denn wenn's auch diesmal gut abgelaufen war, man könnte nicht wissen, wie's dem zartfühlenden Tier ein andermal auf die Nerven schlagen möchte. Davan hatte die selbige Herrin ja auch gelitten und daran war sie auch

gestorben. Also Hand drauf, Friede halten, keinen Unlaß mehr zu Streit und Haber geben und nehmen. So versprachen sich die zwei Gatten an dem Vogelkäfig und standen da feierlich wie vorm Traualtar.



Mit entsetzten Gesichtern traten sie zu dem Käfig.

Sie haben in der Tat das Menschenmögliche getan, sich zu vertragen, den Hausfrieden nicht zu stören; und wenn's einmal eine kleine Scene setzte, so gingen sie wenigstens dem Papagei aus dem Wege. Damit war schon viel gewonnen, sie konnten sich nur verstoßen streiten. Im Hause vorm Papagei ging's ja nicht, und vor den Leuten, nun da ging's doch auch nicht recht. Und so verlernten sie das Habern mehr und mehr. Und es ist ihnen beiden gut bekommen. Denn sie wurden siebzig Jahre alt. Der Papagei überlebte noch beide und kam ins Waisenhaus für die fünftausend Gulden. Und dort erfreute er die armen Kinder noch lange mit seinen drolligen Reden und Gebärden. Auch respektierten sie seine Nerven und waren gleich ruhig, wenn er klagte: „Ich bin so aufgeregt“ oder „ach, das ertrag' ich nicht.“ In Ohnmacht ist er aber nicht mehr gefallen. Als er wieder wie tot dalag, war er's auch und verdient hat er auch die Ruhe, die er oft so gründlich gestiftet hat.

Abgetrumpft.

Von Maximilian Schmidt.

Jakob Mojschel war im ganzen Distrikte von alt und jung gekannt. Er handelte mit allem, was nicht niets- und nagelfest war, vorzugsweise aber vermittelte er den An- und Verkauf von Vieh. Er verstand, dessen Krankheiten auch mittels allerlei anscheinend nur ihm bekannter Tränklein zu heilen, was ihm in Folge einer Beschwerde des Veterinärarztes schon zu wiederholten Malen untersagt worden war, doch

stets vergebens. Heute hatte er neben seinen gewöhnlichen Geschäften im Markte Khäusen noch ein besonderes abzumachen. In der Nähe dieses Ortes hatte ein strebjamer junger Mann, namens Berger, ein Wasserwerk errichtet, um einen lukrativen Fabrikationsartikel herzustellen. Es ging auch alles sehr gut, nur zwangen die Baukosten den Fabrikanten zur Aufnahme eines Wechselbarlehens bei einem Bankhaus in der nächsten Provinzstadt. Die Zeit des Wechsels war abgelaufen, und der Fabrikant bat, ihm das Accept noch auf drei Monate zu prolongieren. Das vorsichtige Bankhaus wollte aber erst genaue Informationen einziehen, ob durch die Prolongation nicht irgend eine Gefahr entstände, und vertraute mit dieser Aufgabe Jakob Moschel, der in jener Gegend am leichtesten alles erforschen konnte, besonders bei dem Bürgermeister des Marktes, der mit dem Bankhause öfters geschäftlich verkehrte. Dieser war ein sehr bigotter Mann, oder richtiger gesagt, ein Frömmel, dessen mit Eifer zur Schau getragene Religiosität eine geschäftliche Ursache hatte, denn er war Wachszieher und Kerzenlieferant für alle Kirchen im Umkreise. Sollte nun dessen Auskunft über Berger nicht günstig lauten, so hatte Moschel Auftrag zu sofortiger Protestation und Klage des Wechsels, was allerdings des jungen Fabrikanten Kredit erschüttern mußte.

Moschel war nun „gewest zuerst in der Fabrik“, wo er alles in musterhafter Ordnung und im besten Betriebe fand, und präsentierte dem Fabrikherrn den Wechsel. Dieser erklärte ihm, daß er das Bankhaus um Prolongation gebeten und die Antwort stündlich erwarte. Er bot Moschel, da er gerade beim zweiten Frühstück saß, einen Platz an seinem Tische an und regalirte ihn mit Wein, Fleisch und Cigarren, was dem Moschel eine „graufmächtige Ehre“ war und ihn für den leutseligen Herrn sehr einnahm. Mit dem Versprechen, wieder zu kommen, entfernte er sich. Nachdem er im Markte dort und da in die Häuser und Stallungen gerufen worden, begab er sich zum Bürgermeister. Er traf ihn beim Mittagstische und teilte ihm vertraulich den Wunsch des Bankhauses mit. Bei Nennung Bergers sprang der dickbelebte Mann in die Höhe, als hätte ihn eine Biper gestochen, indem er rief: „Nein, nein, gegen dieses räudige Schaf darf keine Rücksicht geübt werden, — je eher, je lieber muß ihn die Strafe des Himmels ereilen! Nicht prolongieren! Sofort dem Gerichtsvollzieher übergeben! Ist einmal der Anfang gemacht, so wird's nicht lange dauern, daß unsere christliche Gegend wieder von diesem stinkenden Näs gereinigt wird.“

„Wie heißt räudiges Schaf und stinkendes Näs?“ fragte Moschel, als sich der Bürgermeister wieder niedergelassen. „Hab' ich doch gesehen das schöne Wert und hab' mit dem leutseligen Herrn getrunken und gegessen, aber nichts gerochen als den deliziösen Duft von seinen Cigarren —“

„Seine Seele stinkt,“ unterbrach ihn der Bürgermeister mit scheinheiligem Blick zum Himmel. „War-

um nicht gar einem solchen Menschen Kredit geben!“

In diesem Augenblick stellte die hagere Bürgermeisterin auf den Tisch eine Platte mit prächtigem Gansbraten, dessen Duft dem Moschel sehnsuchterwedend in die Nase stieg. Der Bürgermeister merkte das, und obwohl als Geizhals bekannt, wollte er Moschel durch eine Einladung für sich gewinnen. Deshalb sagte er: „Setzt Euch dort hinten an das Tisch; meine Frau wird Euch auch ein Stück Gansbraten bringen.“

„Was ich heut bin ein beglückter Mensch!“ rief Moschel; „s ist aus der Weiß, seit Jahr und Tag hab' ich keinen solch guten Bissen im Mund gehabt.“ Damit setzte er sich an das ihm bezeichnete Tischchen. Die Frau, fuchsteufelswild über die ihr unbegreifliche Großmut ihres Mannes, holte aus der Küche das gänzlich vom Fleisch gelöste Gansgerippe, dentend: Für den Juden ist das gut genug.

Moschel nahm das unterbrochene Thema wieder auf.

„Wie heißt stinkende Seel? Kann ich mir das nicht vorstellen.“

„Dieser Berger, dieser Eindringling in unsere Gemeinde hat sich als gefährlicher Mitkatholik entpuppt,“ erklärte der andere, „er eskrecht sich, ganz offen zu sagen, er glaube nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes.“

„Wie heißt Unfehlbarkeit?“ fragte Moschel. „Ich bin ein Jud und weiß nur, daß der liebe Gott ist unfehlbar. Gibt's in Wirklichkeit eine solche auch bei dem Papste, der auch nur ist ein Mensch?“

„So gewiß, als Ihr einen Gansbraten eßt,“ entgegnete der Bürgermeister. „Wer das leugnet, ist ein Ketzer und braucht keinen Kredit.“

„Also,“ meinte Moschel ironisch lächelnd, „weil er nicht glauben will die Unfehlbarkeit, soll ich geben den Wechsel dem Gerichtsvollzieher?“

„Das sollt, das müßt Ihr, soll ich mit dem Bankhaus noch ferner Geschäfte machen, und Euch, merkt Euch das, Moschel, nehmt' ich dann auch nicht mehr in Schutz beim Herrn Amtmann, wenn man Euch als Kurpfuscher angreift. Ihr seht, wie ich wohlwollend bin und selbst mein Mittagsmahl mit Euch teile.“

Was das letztere betraf, so hatte Moschel bis jetzt nichts davon bemerkt. Vergebens hatte er sich bemüht, von dem leeren Gerippe auch nur ein bißchen Fleisch abzuschaben. Jetzt drehte er die entfleischte Gansbrust mit sarkastischer Miene hin und her und sagte: „Herr Bürgermeister, wenn an der Unfehlbarkeit ist nicht mehr daran wie an dem Gansgeripp — Sie werden verzeihen, ich bin ein dummer Jud —, da werd' ich doch lieber prolongieren den Wechsel und sein dem Herrn Berger gefällig. Empfehlt mich Ihnen und der Frau Gemahlin ganz untertänigst.“

Aber der Bürgermeister ließ ihn nicht so ohne weiteres fort, sondern suchte jetzt durch Drohungen seinen Zweck zu erreichen.

„Ich werde Euch zur Anzeige bringen wegen Kur-

pfuscherei," drohte er, „und veranlassen, daß man ein wachsameres Auge auf Euch hat. Die Leute sagen vielleicht nicht mit Unrecht: Ihr haltet's mit den Geistern und seid ein Hexenmeister.“

„Wie heißt anzeigen?“ erwiderte Moschel lachend. „Ich fürcht mer nit. Und was sagen die Leut', wer werd darnach fragen? Weiß ich doch auch, was sagen die Leut' über den Herrn Burgermeister.“

„Über mich?“ schrie dieser empödet. „Was sagen die Leute über mich? Das will ich augenblicklich wissen!“

„Gott du gerechter!“ entgegnete Moschel, schon unter der Türe, „schrei'n Se nit so. Wenn Se wollen wissen — sagen doch die Leut' von Ihnen das Konträr von mir: daß Sie's nit halten mit die Geister und daß Sie sein kan Hexenmeister! Maßzeit!“



Am Vollfeuer.

Wenn der Kalk und die Backsteine im Ziegelofen eingesetzt sind, wird mit dem Feuern begonnen, und dieses dauert drei Tage und drei Nächte. Die ersten vierundzwanzig Stunden wird nur mäßig geheizt, damit die Backsteine zunächst trocknen, und das heißt man das Rauchfeuer. Dann aber werden, damit die Hitze keinen allzugroßen Abzug hat, die Schür-löcher bis zur Mitte mit Backsteinen zugemauert, das Feuer stärker gemacht und der Ofen steht nun im Halbfeuer, wie man's heißt. Am letzten Tag aber werden die Schür-löcher noch mehr vermauert und nur noch kleine Öffnungen freigelassen, in die man ohne Unterbrechung klein gespaltenes Tannenholz wirft. Dadurch entsteht im Ofen eine Hitze, die einem, wenn man vor den Schür-löchern steht, fast den Atem benimmt. Das ist dann das Vollfeuer.

Daß ein solches Feuer nicht von einer und derselben Person Tag und Nacht unterhalten werden kann, ist erwichtlich. Die Leute lösen einander ab.

So machten sie es auch im Juni des Jahres 1876

beim Dillenpeter, dem Ziegler in Hitzingen. Der Meister war bis Mitternacht am Feuer gestanden. Nun aber fühlte er sich erschöpft und ging hinauf in die Kammer, um den Ziegelnecht zu wecken.

„Stand uf e Gott's Kamme, Joggi, i möcht jek ins Bett. D'r Speck und 's Brot und d'r Wi sinn drunte-n uf em Tisch, wenn d' Hunger und Durst hejch. Sunsch i ch alles recht bim Ofen, und i denk, in vier Stunde chajch zuemache.“

Der Joggi rieb die Augen aus, stand auf, zog die Hosen, die Holzschuhe und den blauen Schurz an und ging hinunter zum Ofen, wo ihm aber doch nicht alles so recht vorkam. Denn eines der bereits ganz zugemauerten Schür-löcher war bis zur Mitte wieder aufgestoßen und aus dem Ofen kam ein Geruch, so eigentümlich, daß Joggi ganz bedenklich den Kopf schüttelte und sagte: „I weiß nit, do i ch öbbis nit in d'r Druig. Do i ch öbbis 'gange!“

Indessen tat Joggi seine Pflicht. Er mauerte die vorgefundene Lücke, so weit erforderlich, wieder zu und morgens um fünf Uhr war der Brand soweit, daß er den Ofen ganz schließen konnte. Bei der Mehlsuppe aber machte er seine nächtlichen Wahrnehmungen bekannt, und der Meister und die andern Familienglieder ergingen sich in tausend Vermutungen. Da aber ein sie berührendes Unglück nicht vorlag und die Backsteine wohlgebrannt im Ofen standen, grübelte man der Sache nicht weiter nach.

„Seppe,“ fragte einige Tage nach diesem Vorkommnis die Nanzensoffie ihre Freundin, eine noch junge und hübsche Witwe, „wo i ch au 's Mareilli, i ha's scho e paar Tag nimmi gseh.“

„Jä so,“ gab diese zurück, „das ha-n i dir au no nit gsait: 's Mareilli i ch bi siner Tante in Guntstette. Sie het mer g'schriebe, sie heb so langi Zit und i soll ere des Ghind schicke, sie wöll's ufzieh. 's het's guet dört, 's choscht mi nit und i cha besser miner Arbeit no.“

Und die Frau Käfer, so hieß die Witwe, hatte viel Arbeit. Neben der Besorgung ihres Kramladens machte ihr aber auch die Liebe viel zu schaffen und zu denken. Und der Gegenstand derselben, der Jakob Müller, war ganz dazu geeignet, sie völlig aus dem Häusle zu treiben, wie man so sagt. Er war schlant wie ein Grenadier, blühend und kraushaarig, und die Augen — na, wenn die Käferin in diese blickte, war sie ganz weg und kam aus Rand und Band.

Der Jakob hatte einige Zeit ihre Neigung so halb und halb erwidert und hätte sich vielleicht zu einem Bund fürs Leben herbeigelassen, wenn sie ihm nicht gar zu aufdringlich gewesen wäre. Aber ihre Leidenschaft überschritt alle Schranken der Sitte und wider-setzte sich allen Geboten der Klugheit, so daß sie ihm ganz verleidete. Er ging und kam nicht wieder.

Das hielt sie nicht aus. Sie suchte ihn selbst auf und sagte also: „Jakob, jek sag, worum chunsch du nimmi zue mir, wo ich doch mit Leib und Seel an dir hang, wo ich doch jed-n Augenblick in Tod gieng für dich, wenn's si müesjt! I ha scho denkt, mi Maideli müesjt dir im Weg si. Das scheniert bi

nimmi, Jakob, 's isch furt bi siner Tante, sie het's zue-n ere gno und will's ufzieh'. Jek sag: witt mi neh, witt Ernst mache? Dhni dich will und cha-n i nit lebe!"

"Es geht nicht, Berta," sagte Jakob, "wir würden beide unglücklich, denn wir passen nicht zueinander. Und zudem, Berta, jetzt wollte ich schon gar nicht mehr. Denn daß du wegen deiner Leidenschaft das Mareili, dein eigenes Kind, weggeben konntest, beweist, daß dein Gemüt nicht das beste ist. Meinetwegen hättest du das Mareili nicht fortzuschicken brauchen; denn es war mir nicht nur nicht im Wege, sondern ich hatte das Kind sehr gerne."

"Du willst mich also verlassen und verstoßen, willst mich elend machen!?" schrie die Frau außer sich, indem ihr Gesicht die Blässe der Kalkwand annahm und ihre Augen im Ausdruck der wildesten Verzweiflung erglühten.

"Wir," sagte Jakob, dem es ganz unheimlich wurde beim Anblick dieses leidenschaftlichen Weibes, "wir waren noch nicht beisammen, also kann von einem Verlassen oder Verstoßen gar keine Rede sein. Aber heiraten, Berta, kann ich dich nicht, das habe ich nie besser gefühlt als in diesem Augenblick. Wir würden beide unglücklich werden. Gehe in Gottes Namen heim," sagte er milder, "und suche die Leidenschaft zu"

"Zu verbrennen!" schrie sie und eilte mit zerzausten, fliegenden Haaren und wild rollenden Augen von dannen.

Der Jakob aber sank in einen Stuhl, schlug die Hände zusammen und sagte: "Gott sei Dank, daß ich diesem Weib nicht ins Gargel kommen

bin!"

Es ist Mitternacht, in Hilzingen liegt alles in tiefer Ruhe, und der Wächter, der von einem Rundgang durch den Ort zurück ist, will eben auf der Britsche des Wachlotals sich ausstrecken, — da zuckt es leuchtend inmitten des Dorfes auf. Eine Feuersäule, von einer qualmenden, gelbschwarzen Rauchwolke eingehüllt, flammt hoch und weit in das Dunkel der Nacht hinein. Der Wächter geht zum Schulhaus und läutet Sturm, die Leute fahren er-



Wild auslachend, warf sie alle erreichbaren Möbel und Betten hinunter auf die brennende Stiege.

schreckt aus dem Schlafe auf, und: "Fürjo, Fürjo!" hallt es durch die eben noch so stille Nacht. Fackeln leuchten, Wagen rasseln, die Feuerwehr und halbangekleidete Menschen eilen dem Hause der Frau Käser zu; denn dort ist der Herd des Feuers.

Als die Feuerwehr zur Stelle kam, hatte der Brand schon einen bedenklichen Umfang angenommen. Der ganze untere Stock stand in Flammen, die gierig nach weiterem Brennmaterial leckten. Das schien aber die Bewohnerin, die im zweiten Stockwerk zwischen Rauch und Feuer sichtbar wurde, wenig zu kümmern. Wild auslachend, warf sie alle erreichbaren Möbel und Betten hinunter auf die brennende Stiege, und als zwei Feuerwehrmänner mit Hilfe von Leitern oben bei ihr ankamen und sie retten wollten, sprang sie mit den Worten: "Wartet, i will z'erst goh 's Mareili hole!" ins Feuer.

Am andern Tag aber erhielt der Jakob Müller durch die Post einen Brief, der noch von Frau Käser abgeschickt worden war. Er konnte das schon aus der Adresse ersehen. Mit bebenden Händen und klopfendem Herzen öffnete er denselben und las:

"Lieber Jakob!

Du hast mich verlassen und verstoßen und drum werfe ich dieses elende Leben von mir. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich verbrannt, wie mein Mareili auch; denn wisse, so groß war die Liebe zu Dir, daß ich Deinetwegen das Kind beim Dillenpeter in den Ziegelofen warf, mitten hinein ins Vollfeuer, weil ich wähnte, daß das Kind die Scheidewand zwischen mir und Dir sei. Mein Liebstes und Teuerstes, was ich hatte auf der Welt, habe ich geopfert und verbrannt, um Dich zu bekommen, aus Liebe zu Dir. Jetzt, da ich habe einsehen müssen, daß dieses Opfer umsonst gebracht ist, kann ich nicht mehr leben. Die verschmähte Liebe und die Gewissensbisse machen mir mein Leben zur Hölle; deshalb werfe ich es von mir, und wie das Mareili geendet hat, so auch ich, im Feuer finde ich Sühne, Ruhe und Frieden. Du aber werde mit einer andern glücklich, wenn Du kannst. Deine Dich in der Ewigkeit noch liebende

Berta."

Noch am gleichen Tage übergab Jakob Müller den Brief dem Bürgermeister, und dieser schickte ihn ans Gericht. Dieses kam und machte seine Erhebungen beim Dillenpeter. Doch dieser und sein Knecht konnten weiter nichts sagen, als das, was wir im Verlauf der Geschichte schon erfahren haben: daß eines Nachts ein Schürloch des Ziegelofens aufgestoßen und ein sonderbarer Geruch wahrzunehmen gewesen sei.

Da der Dillenpeter und sein Knecht in keiner Weise verantwortlich gemacht werden konnten und die Frau Käser verbrannt war, mußte das Gericht sich mit diesem Bescheid begnügen, und die Akten hierüber wurden geschlossen, wie es in der Gerichtssprache heißt.